Georg Bruckmann

Das geisterhafte Hexagon des Monsterfressers

BLOODWORD.COM

ePUB PDF MOBI

Table of Contents

Das geisterhafte Hexagon des Monsterfressers

Hexagon der Finsternis

Wenn die Stern´ im Fünfeck steh´n

Eliza

Pizza Diavola

Camcorder

Die Nachtwalder

Karma

Wiedergeburt

Die Schlangenkönigin

Der Operateur

Ein Vorwort zum Geist

Der Geist der Gleise

Mehr von mir ...

Das geisterhafte Hexagon des Monsterfressers

Danke, dass Sie sich dieses eBook heruntergeladen haben.

Es beinhaltet einige meiner Kurzgeschichten. Mit Ausnahme von «Die Schlangenkönigin», der zweiten Episode meiner Monsterfresser-Reihe, sind viele dieser Stories auch einzeln auf Amazon zu finden.

Einige dieser Geschichten sind fast schon ruhig, andere dramatisch und actionreich.

Ich wünsche Spaß, Thrill und Gänsehaut, wenn Übernatürliches in die reale Welt dringt, wenn der Geist auf Wanderschaft geht und wenn die Sinne trügen; wenn im Wilden Westen Werwölfe und Bluttrinker nach Beute suchen und wenn in den Ruinen von Frankfurt der Terror durch die Trümmer kriecht.

Hexagon der Finsternis
Sechs Creepy-Pastas für den kleinen Grusel zwischendurch

Dank gebührt: Jane Breslin, die mir sagt, wenn ich Mist schreibe. Sebastian Casper, der mir unwissentlich ein Bild ins Hirn gepflanzt hat. Jana Oltersdorff, die einfach großartige Arbeit leistet. Meinem großen Bruder, der mir schon in jungen Jahren Rockmusik und Bücher nahe gebracht hat.

Wenn die Stern´ im Fünfeck steh´n

Vor einigen Jahren trieb es mich eines Nachts hinaus, weg aus der Enge der Wohnung, weg von allem, was mir auf die Nerven ging. Ich trug mich mit dem Gedanken, mich von meiner damaligen Freundin zu trennen und musste dringend den Kopf frei bekommen.

Ich durchquerte die kleine Stadt, in der ich lebte, ohne darauf zu achten, wohin meine Füße mich trugen und dachte über den zurückliegenden Streit nach, einen aus einer Reihe von Streits, die zwar immer nach demselben Muster abliefen, sich aber stetig verschlimmerten.

Die Schultern hochgezogen und die Hände in den Taschen lief ich einfach immer weiter. Es war Herbst, und es nieselte leicht.

Bald erreichte ich die Felder und Obstwiesen, die die kleinen Städte und Dörfer der Gegend von einander abgrenzten. Dort gab es keine Laternen mehr, nur Dunkelheit, und das war genau das, was ich in dieser Verfassung brauchte. Keinen Reiz außer meinen eigenen Gedanken und der ruhigen, nein, beruhigenden Berührung der Regentropfen auf meinem Gesicht.

Ich lief noch zwei oder drei Kilometer auf das nächste Dorf zu, solange, bis ich das erste Licht der dortigen Straßenbeleuchtung erkennen konnte.

Eine Minute lang blieb ich unschlüssig stehen. Ich wollte nicht dorthin, nicht ins Licht, aber hier stehen bleiben? Nein, das ging auch nicht.

Mein von der Bewegung aufgeheizter Körper würde schnell abkühlen, und ich würde frieren.

Ich drehte mich im Kreis. Vor und hinter mir die kleinen Ortschaften, zu meiner Linken in einiger Entfernung die Bundesstraße, auf der um diese Uhrzeit nur vereinzelte Fahrzeuge fuhren, und zu meiner Rechten die ersten bewaldeten Hügel des Waldes.

Die Entscheidung fiel mir nicht schwer. Der Wald sollte es sein. Ich kannte die meisten der Wanderwege dort von früheren Spaziergängen bei Tageslicht und machte mir keine Sorgen.

Ich weiß nicht genau, wie lange oder wie weit ich in den Wald hineinlief, verschwendete gar keinen Gedanken an das, was ich da tat.

Ich lief einfach immer nur weiter und dachte nach und versuchte, das verworrene Knäuel aus Problemen, aus dem mein Gehirn zu dieser Zeit bestand, zu entwirren.

Es war zwar dunkel um mich herum, doch das Licht der Sterne und des

Mondes, das diffus, aber überraschend hell durch die aufreißende Wolkendecke drang, sorgte dafür, dass ich nicht völlig blind war.

Meine Augen schienen sich überraschend gut an die Dunkelheit gewöhnt zu haben.

In meinen Gedanken bewegte ich mich im Kreis. Ihr konstantes Bedürfnis nach Liebesbekundungen, ihr Wunsch, mich mit einem Kind an sich zu fesseln, die Enge der Zweisamkeit, ihre Eifersucht, der von diesen Problem belastete so gewohnte, unspektakuläre, aber immerhin halbwegs regelmäßige Sex, alle ihre und all meine kleinen Macken, die sich so schlecht miteinander vertrugen.

Ich hatte doch noch so viel mehr vor, das Leben musste einfach mehr zu bieten haben als diese zähe, graue Gleichförmigkeit.

Und das Leben hatte mehr zu bieten. Viel mehr.

Es fing mit einem Rascheln an, links neben mir, im Dickicht. Mein Kopf fuhr wie von selbst herum, mit meinen Blicken versuchte ich, das Geäst zu durchdringen. War da Bewegung? Die Geräusche des nächtlichen Waldes hatten mich schon die ganze Zeit begleitet, ohne dass sie meine Aufmerksamkeit erregt hätten, aber das hier – das war anders.

Ein wenig wie ein Flügelschlagen, ein wenig wie das Picken von Schnäbeln auf Knochen, wie das Hüpfen großer Vögel über den Boden.

Ich konnte nichts erkennen, und nach einem Moment der Unsicherheit setzte ich meinen Weg fort.

Als ich den ersten Schritt gemacht hatte, ertönte das Rascheln von neuem. Ich blieb stehen, und das Rascheln brach ab. Ich wartete zwei Sekunden. Wieder wollte ich einfach weitergehen, aber sobald ich mich bewegte, war auch das Rascheln wieder zu hören.

Ich wusste, dass es hier Wildschweine gab, und spätestens als mir das in den Sinn kam, hatte ich meine Beziehungsprobleme vergessen und war wach und angespannt im Hier und Jetzt.

Aber wäre ein angriffslustiges Wildschwein nicht längst auf mich zugestürmt?

Ich sah Schatten und Umrisse von Ästen, Bäumen, aufgehäufte Verwehungen von Herbstlaub, Unterholz – aber kein Tier, kein Wildschwein und auch kein anderes.

Der Schweiß brach mir aus, und es kostete mich eine unglaubliche Willensanstrengung, trotz des Raschelns einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Einen, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben vom Geraschel begleitete Schritte tat ich, und beim achten, das spürte ich mehr, als dass ich es hörte, brach etwas aus dem Unterholz heraus und huschte in meinem Rücken über den Waldweg.

Eine urtümliche Furcht erfüllte mich mit einem Mal, das Wissen um etwas Böses, das Wissen um etwas Altes und Hungriges, das mich mit gierigen Augen belauerte. So etwas wie diese Furcht hatte ich noch niemals zuvor gefühlt. Ich konnte kaum noch atmen, meine Gedanken rasten, versuchten, meine irrationalen Gefühle niederzukämpfen, aber das Gefühl von Angst und Bedrohung war so allumfassend, so dermaßen machtvoll und bleischwer, dass mich ich mich erst aus meiner Starre lösen konnte, als ein Luftzug, hauchzart, aber eiskalt, mein Gesicht abzutasten schien und ich wieder das Bild von Vogelschwingen vor Augen hatte, die mich umflatterten und die Luft um mich herum bewegten.

Immer wieder sagte ich mir, dass das Böse an sich nicht existierte, dass es für alles eine rationale Erklärung gab. Doch es half nicht.

Diese Angst kam tief und urgewaltig aus meinem Inneren, mehr ein Instinkt denn ein Gefühl, ein archaischer Schutzreflex, chemisch-elektrische Reaktionen, die in meinem Körper abliefen und denen weder mein Wille, noch mein Verstand etwas entgegenzusetzen hatten.

Etwas griff nach mir. Etwas – oder jemand – griff nach meiner Seele, streckte uralte, messerscharfe Klauen nach meinem Geist aus.

Ich rannte jetzt, und das Geraschel verfolgte mich, wurde lauter und vielschichtiger, brach nun auf meiner rechten Seite durchs Unterholz. Eines war mir völlig klar: Würde ich jetzt, da die Jagd eröffnet war, stehenbleiben, würde das Rascheln nicht mehr aufhören. Es würde näher kommen, auf mich zurasen, mich einschließen und dann …

Ich hatte Seitenstechen, war schweißgebadet und am Ende meiner Kräfte. Zu dem anschwellenden Rascheln und Krachen hatte sich in den Minuten, die ich durch die Nacht gehetzt worden war, ein merkwürdiges Flüstern gesellt, fremdartige Gedanken, die direkt in meinem Kopf zu entstehen schienen, aber doch nicht mir gehörten und die sich mantra-artig wiederholten.

Wenn die Stern´ im Fünfeck steh´n,
Menschlein wirst Du seh´n,
wie die sieben Raben jagen,
wie gern sie dich doch haben.

Woher kannte ich diese Worte? Kannte ich sie überhaupt? Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass der Reim noch nicht vollständig war, als müsste da noch mehr kommen, aber ich konnte die Worte nicht greifen.

Ein Ast riss mir die Wange auf, mein eigenes Keuchen übertönte jetzt das Geraschel und das krächzende Geflüster. Irgendwo am Rande meiner Wahrnehmung bemerkte ich, dass ich den Waldweg verlassen hatte und durchs Unterholz direkt in den Forst hinein rannte.

Die Bäume griffen nach mir, wollten mich festhalten, aber ich kämpfte mich durch, zog mir noch mehr Kratzer zu, die bösartig brannten, rannte weiter, konnte es im Licht des Mondes oftmals nur in letzter Sekunde vermeiden, gegen einen Baumstamm zu prallen.

Wo war ich denn? In welcher Richtung lag die Stadt? Wo waren die Straßenlaternen, wo war die Zivilisation, die meiner Panik Einhalt gebieten konnte?

Ich brauchte Licht, ich brauchte Straßen und Autos und das Flimmern der Fernseher in den Fenstern der Häuser, brauchte die Gewissheit, von anderen Menschen umgeben zu sein. Irgendwie musste es mir doch wieder gelingen, mich in der Realität zu verankern und dem Irrsinn meiner Ängste Einhalt zu gebieten.

Aber ich hatte mich verloren, und der Wald schien endlos zu sein. Stamm um Stamm flog schemenhaft an mir vorbei, und es wollte einfach kein Ende nehmen.

Mein Herz hämmerte wild in meiner Brust, dann, plötzlich, schlang sich eine Wurzel um meinen Fuß, und ich stürzte.Untermalt von schallendem Gelächter aus der Tiefe meines Hirns, ging ich zu Boden.

Schlagartig hörte das Geraschel auf, und das Geflüster brach endlich ab. Die plötzliche Stille traf mich wie ein Schlag, ich roch den Waldboden und schmeckte Erde.

Als ich nach Minuten des panischen Lauschens und unzähliger, beinahe vergeblicher Versuche, meine Atmung zu normalisieren, endlich wieder in der Lage war, Luft in meine Lungen zu saugen und mich aufzusetzen, sah ich mich um.

Ich befand mich auf einer Lichtung, in deren Mitte ein kleines, verfallenes Gebäude stand. Die schwarzen Löcher, dort wo einmal Fenster und Türen gewesen waren, schienen mich anzustarren. Ich stand auf, am ganzen Leibe bebend, und als ich einen Schritt zurück tat, weg von den schwarzen Augen

des Hauses, erklang ein hölzernes Knistern und Knarzen von überall um mich herum. Die Bäume – sie rückten zusammen, ihre Äste wuchsen aufeinander zu, verbanden sich zu feindseligen Knoten, zu einem hölzernen Stacheldrahtzaun, so schien es mir.

Wurzeln und Ranken brachen aus der Erde am Rand der Lichtung hervor und gesellten sich hinzu, verdichteten das Netz, das sich, von einem alten Willen beseelt, immer enger um mich schloss.

Der Wald sperrte mich auf dieser Lichtung ein – und er zog die Grenzen immer enger, nahm mir Meter um Meter. Er trieb mich auf das Haus zu!

Ich schrie und schrie und schrie, und je mehr ich schrie, desto lauter wurden die fremden Gedanken in meinem Kopf, und wieder hallte der Reim in meinem Hirn wieder.

Wenn die Stern´ im Fünfeck steh´n,
Menschlein wirst Du seh´n,
wie die sieben Raben jagen,
wie gern sie dich doch haben.

Sieben Mal der Pilz gekommen,
sieben Mal die Fliegen summen.

Er ging also tatsächlich weiter, dieses seltsame Gedicht. Wieder war ich sicher, dass das noch nicht alles war, dass noch ein wichtiger Teil fehlte. Was waren das für Worte?

Die Pflanzen schoben mich jetzt unaufhaltsam auf den Eingang des Hauses zu, ein schwarzes Maul, das darauf wartete, mich zu verschlingen. Spitze Äste stachen mir in den Rücken, trieben mich voran, und irgendwann gab ich das Schreien und meinen Widerstand auf, fügte mich, gab mich selbst auf. Ich konnte einfach nicht mehr.

Sobald der Wald spürte, dass ich nicht weiter gegen seinen Willen ankämpfen würde, kam Ruhe in diese stachelige, organische Phalanx.

Das verfallene Haus schien jetzt auf mich zuzurasen, kam immer schneller näher, und dann hatte es mich verschlungen, und alles wurde schwarz.

***

Als ich wieder zu mir kam, beschien helles Sonnenlicht die Lichtung. Es

regnete nicht mehr, der Himmel, den ich durch die Blätter der Bäume ringsum sehen konnte, war klar und blau.

Ich fühlte mich, als hätte ich eine Ewigkeit geschlafen, von wilden und dämonischen Alpträumen geplagt. Ich war nicht erholt, sondern stand seltsam neben mir, irgendwie … ausgehöhlt – man hatte mir etwas genommen, etwas fehlte.

Die Wunde, die der Ast in meine Wange gerissen hatte, war vernarbt, und das Haus war nicht mehr da. Einfach weg.

Ungläubig stolperte ich über die Lichtung, doch – nichts! Nichts! Ich konnte nichts finden!

Es musste Stunden gedauert haben, bis ich so weit über all die Unerklärlichkeiten hinweg gekommen war, dass ich mich ängstlich und verwirrt wieder in Richtung Stadt aufmachen konnte.

Ich wurde bald etwas ruhiger, schon hatte ich befürchtet, dass die ganze Stadt ebenfalls verschwunden sein würde, aber sie war noch da.

Ein wenig fremd kam sie mir vor. Viele neue Autos, manche Schlaglöcher, über die ich mich oft geärgert hatte, waren ausgebessert worden. Der Tante-Emma-Laden an der Ecke war geschlossen und vernagelt. Ich lief durch die Straßen wie ein Schlafwandler.

Ein alter Mann starrte mich an und ging dann weiter, sagte dabei kopfschüttelnd etwas zu sich selbst.

Als ich an unserer gemeinsamen Wohnung ankam, stellte ich fest, dass mein Schlüssel nicht mehr passte. Für eine Sekunde verschwamm alles vor meinen Augen, ich musste mich an der Wand abstützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Hatte sie so schnell die Schlösser ausgewechselt, wegen diesem kleinen, dummen Streit? Mein Gott, es war doch nur ein wenig verfrühte Midlife-Crisis gewesen.

Ich klingelte.

Die Tür öffnete sich.

Sie hatte zugenommen, und ihr Haar war anders, war viel länger, und während sie mich mit Tränen in den Augen, hysterisch, wütend und verletzt zugleich, fragte, wo zum Teufel, ja, zum Teufel, ich denn herkäme, jetzt, nach all der Zeit, kam mir auf einmal wieder dieser Reim in den Sinn.

Ich musste plötzlich lächeln, denn jetzt konnte ich auf einmal auch den Rest der Worte in meinem Kopf hören, so, als wären die Worte eigens für mich gemacht, den Teil, den ich gestern Nacht – in jener Nacht – nie so richtig

verstanden hatte:

Wenn die Stern´ im Fünfeck steh´n,
Menschlein wirst Du seh´n,
wie die sieben Raben jagen,
wie gern sie Dich doch haben.

Sieben Mal der Pilz gekommen,
sieben Mal die Fliegen summen.

Sieben Sommer nimmt der Meister Dir,
sieben Sommer stillen seine Gier.

Sieben Mal den Bock geküsst,
sieben Mal den Rock vermisst.

Willst Deine Sieben Du zurück,
brich der Metze das Genick!

Sieben.
Sieben Jahre?

Ja, anders konnte es nicht sein! Und ja, ich wollte sie zurück! Oh ja, das wollte ich, und ich würde sie mir holen.

Langsam breitete ich meine Arme aus, lächelte und ging auf sie zu.

Eliza

Sie hatte ihm gesagt, ihr Name sei Eliza, und er konnte sein Glück kaum fassen, als sie, diese alabasterfarbene Schönheit in dem aufregenden, roten Abendkleid, auf seinen schüchternen Vorstoß hin, überraschend schnell eingewilligt hatte, ihn mit auf ihr Zimmer zu nehmen.

Jetzt, als sie erst in ihrer schwarzen Lederhandtasche nach dem Schlüssel suchte und dann einige Zeit brauchte, bis sie die alte Tür des Hotelzimmers aufgeschlossen hatte, war er schon etwas mutiger.

Mit beiden Händen umfasste er von hinten ihre Hüften und presste seine Erektion an ihren göttlichen Hintern.

Sie lachte kehlig, als er in ihr Ohr flüsterte, wie sehr er sich auf das freute, was in den nächsten Stunden folgen sollte, und erfreut stellte er fest, dass ihr Körper unter seinen Berührungen erbebte und sie ihre Pobacken gegen seinen Schritt rieb. Sie war genauso ausgehungert wie er.

Wie lange war es her, dass er so etwas erlebt hatte? Er, und sie ebenfalls, hatten ihre Sturm-und-Drang-Tage schon ein Weilchen hinter sich gelassen. Aber während er sich die meiste Zeit verbraucht und gestresst fühlte, war sie immer noch atemberaubend. Die roten Lippen und das Kleid, die beinahe weiße, makellose Haut … Gott … sie war so schön und kühl wie ein Filmstar aus vergangenen Zeiten.

Schon beim Betreten der Bar des alten Hotels hatte er die Energie dieses Ortes gespürt. Es lag etwas ungreifbar Sinnliches in der Luft. Zuerst hatte er es auf den Umstand geschoben, dass er auf Geschäftsreisen immer ein wenig geiler war als sonst, aber nachdem er seinen ersten Drink gekippt hatte, war er sich sicher, dass es mehr war als das.

Die anderen Gäste schienen genauso aufgeheizt zu sein, wie er sich fühlte. Die Band spielte sich die Finger wund, es wurde eng getanzt und viel getrunken, und in den Ecken rieben sich Pärchen in schamloser Leidenschaft aneinander.

Endlich einmal fühlte er sich wieder lebendig, atmete zusammen mit dem Rauch, in dem mehr als nur der Duft von exotischem Tabak lag, das pure Leben ein.

Sein Blick fiel auf ein Pärchen links neben der Swing-Kapelle. Immer wieder entzog sich die junge Frau dem forschen Griff ihres Liebhabers, hielt

dann in ihrer gespielten Flucht inne, winkte ihn heran, nur um seinen Vorstößen ein weiteres Mal auszuweichen.

Er sah ihnen zu, wie sie sich auf diese Weise, an der kleinen Bühne vorbei, durch die heißen Leiber der Tanzenden hindurch bewegten, bis die Frau endlich mit dem Rücken gegen die gegenüberliegende Wand stieß. Das Fangenspielen war beendet, und sie öffnete die Arme, um ihren Jäger, ihre Beute zu empfangen.

Als sie in einer heißen, pulsierenden Umarmung versanken, wandte er den Blick wieder ab.

Eliza hatte sich neben ihn auf einen freien Barhocker an den Tresen gesetzt, als er gerade seinen dritten Drink geordert hatte. An den Wortlaut des Gespräches konnte er sich jetzt, wo er ihren Körper durch den dünnen Stoff ihres Kleides fühlte, ihre festen Brüste von hinten mit den Händen umschloss und die Brustwarzen rieb, nicht mehr erinnern.

Wie seine Lust jetzt in ihm brannte, als sie endlich die Tür aufgeschlossen hatte, sich von ihm löste und ihn hinter sich herzog!

Mit Schwung schlug er die Tür hinter sich zu, als er ihrem Ziehen folgte, und ließ sich bereitwillig zu dem großen, auf alt getrimmten Himmelbett ziehen.

Als sie davor standen, ergriff er wieder die Initiative, riss sie an sich und küsste ihren kühlen, nach Wermut schmeckenden Mund mit all seiner Leidenschaft. Er keuchte auf, als ihre Zungen sich berührten, genoss den elektrischen Impuls, der unaufhaltsam durch seinen Körper raste und ließ den lustvollen Schmerz zu, als sie verspielt in seine Unterlippe biss.

Er löste sich bald wieder von ihr, es fiel ihm schwer. Als er sie rücklings auf das Bett stieß, nahm er den hochwirbelnden Staub nicht wahr.

Fasziniert von ihrer überirdischen Schönheit, fiebernd und über alle Maßen geil, schob er ihr Kleid bis zur Hüfte hoch und nahm mit atemlosem Entzücken wahr, dass sie nichts darunter trug.

Er kam beinahe, als er, nachdem er das weiße, feste Fleisch ihrer Schenkel mit seinem Mund liebkost hatte, endlich den erdigen, alten Geschmack ihrer Lust auf der Zunge schmeckte. Sie war so nass, und als sie den Kopf nach hinten warf und ihre Hände in sein Haar krallte, um seine Zunge tiefer in sich hinein zu drücken, machten ihn ihr kehliges Stöhnen und ihr ureigener Geruch beinahe wahnsinnig.

Er nahm seine Finger zu Hilfe, saugte an ihrer geschwollenen Klitoris, stieß erst mit einem, dann mit Zweien und schließlich mit drei Fingern tief in Eliza

hinein. Ihr Fleisch passte sich den Stößen bereitwillig an, fast widerstandslos nahm sie in sich auf, was er zu geben hatte und hob ihr Becken an, als er seine andere Hand unter ihren Hintern schob und mit dem Daumen ihre andere Öffnung zu reiben begann.

Bald fühlte er ihre rasende Erregung wie seine eigene, eine sexuelle Vereinigung auf empathischer Ebene, die man nicht oft im Leben erlebte.

Er konnte nicht sagen, wie viel Zeit vergangen war. Irgendwann wusste er einfach, dass es an der Zeit war, und so leckte und stieß er sie in einem gleichmäßigen, beinahe maschinellen Takt.

Ihr Atem wurde immer schneller, immer fester krallten sich ihre Klauen in seine Kopfhaut. Es tat weh, sehr sogar, aber er wollte nicht aufhören, konnte es auch gar nicht. Sie kam schließlich mit einem tierischen Kreischen, und der Orgasmus ließ ihren verwesenden Körper erbeben. Nachdem sie ihn endlich wieder freigegeben hatte, sah er Büschel seines eigenen Haars auf dem Bett und auf dem Boden liegen.

Aber kaum hatte ihr Leib etwas zur Ruhe gefunden, befreite sie ihre faltigen Brüste aus dem mottenzerfressenen Kleid, drückte mit hornigen, blutigen Fingernägeln die roten Warzen, spreizte die welken Schenkel weiter, als er es für möglich gehalten hatte, und winkte ihn einladend heran.

Er riss sich die Kleider vom Leib und folgte ihrer Einladung. Er explodierte, ergoss sich in sie, unmittelbar nachdem er in ihr kaltes Fleisch eingedrungen war. Er spürte, wie sein Samen die Kälte aus ihrem Leib vertrieb, aber nur für wenige Sekunden. Aber irgendetwas war anders als sonst. Der Druck, den ihr Geschlecht auf seinen Schwanz ausübte, nahm nicht ab, er erschlaffte nicht.

Er konnte spüren, wie sie sich um ihn zusammenzog, ihn mit gezielten Kontraktionen rieb, und dann – die perfekte Verbindung zweier Geister – überfiel ihn ihr überwältigender Wille, ihn zu besitzen, ihn immer weiter zu treiben.

Ihre Krallen gruben sich tief in die Muskeln seines Rückens, wanderten, blutige Spuren hinterlassend, zu seinem Gesäß, und er stieß willenlos und rasend immer weiter in sie hinein, konnte einfach nicht aufhören, nicht den Rhythmus verlangsamen.

Sie stöhnte und schrie unter ihm, hielt ihn unbarmherzig umklammert, trieb ihn zu immer härteren Stößen, er kam noch einmal, und wieder wurde er nicht weich, ja, sein Schwanz schien im Gegenteil noch härter anzuschwellen als zuvor, und langsam aber sicher begann der Schmerz seine Lust zu

vertreiben. Er war jetzt allgegenwärtig. Wo seine Haut die ihre berührte, brannte es, er wollte sich losreißen, doch er konnte nicht.

Immer weiter fickte er den leichenhaften Körper. Ferngesteuert, mechanisch, wahnhaft und wie in weiter Ferne hörte er, dass auch er inzwischen schrie. Seine Schreie zeugten aber nicht mehr von Lust, sondern von seiner Pein. Der Pein in seinen Hoden, der Pein, die all den blutigen und brennenden Kratzern, die Eliza ihm immer noch zufügte, geschuldet war.

Aber vor allem von seiner seelischen Pein, von seiner Panik und hilflosen Wut.

Er war aus seinem Körper ausgesperrt, der Kontrolle beraubt und konnte wie im Zeitraffer spüren, wie er austrocknete und wie seine Lebenskraft ihn verließ.

Wieder explodierte er in ihr, und jetzt wurde auch der letzte Rest seines Samens schmerzhaft aus ihm herausgesaugt. Und mit jedem Tropfen, den sie ihm entriss, entriss sie ihm ein wenig mehr Leben, entriss sie ihm ein wenig mehr Kraft.

Er konnte sich nicht wehren, und sie war so unersättlich.

Irgendwann brach er über ihr zusammen und bevor ihn gnädige Schwärze umfing, fühlte er noch, wie sie ihren göttlichen Körper unter seinem hervorwand und sah ihre nackte, wieder makellose, wunderschöne Gestalt mit glasigen Augen an.

Sie stand neben dem Bett und sah mit kaltem Blick auf ihn herab.

Ein Mann trat neben sie.

Er kam ihm bekannt vor.

Er hörte noch, wie sie zu ihm sagte: „Ach, Giles, es kommen immer weniger hierher und die, die kommen, werden immer älter. Es wird immer schwerer, schön für dich zu bleiben! Der hier war zu schwach, es wird nicht lange halten.“

Sie sah traurig aus.

Der Mann antwortete ihr etwas, aber das verstand er nicht mehr.

***

Als er in dem schäbigen, halb eingestürzten Zimmer wieder zu sich kam, fror er erbärmlich, und ihm taten alle Knochen weh. Er rappelte sich hoch und schaute sich um.

Seine Kleidung lag auf dem verdreckten Boden.

Er musste sich langsam anziehen, es ging einfach nicht anders. Seine Hände wiesen viele Altersflecken auf, und die Adern schimmerten blau durch die pergamentartige Haut.

Er vermied es, den Rest seines Körpers anzusehen.

Im Flur der schäbigen Hotelruine fand er einen kaputten Regenschirm, den er als Gehhilfe benutzte.

Er war froh darüber.

Auf seinem Weg nach draußen warf er einen letzten Blick in die Bar.

Nichts als Spinnweben, Staub und morsches Holz.

Hier war seit Jahrzehnten niemand mehr gewesen.

Niemand außer Ratten und alten Geistern.

Giles.

Jetzt konnte er ihn zuordnen.

Er war der Taxifahrer, der ihn ins Hotel Báthory gebracht hatte.

Er fühlte sich uralt.

Pizza Diavola

Er hatte getippt und getippt, zerknüllt und zerknüllt. Dann hatte er wieder getippt und getippt, bis ihm klar wurde, dass es mal wieder alles nur Schrott war.

Nein, kein Schrott, da musste man nichts beschönigen. Es war Sondermüll, und zwar alles, was er bisher zu Papier gebracht hatte. Diese beschissene Idee.

So anrührend, der kleine Waisenjunge, missbraucht und drangsaliert. Wie er sich durch die böse Welt kämpfen soll und am Ende natürlich sein Glück macht und die Liebe seines Lebens findet.

Was für eine Scheiße! Aber: Es war genau das, wofür der Verlag ihn bezahlte, was all diese Schon-Lange-Nicht-Mehr-Gefickten Hausfrauen und ihre strunzdummen Teenietöchter lesen wollten.

Seit fünf beschissenen Jahren hatte er sie bedient, war ihnen in die fetten Couchärsche gekrochen – und war ganz gut dafür bezahlt worden. Und jetzt? Jetzt, wo er seine große Reihe zum Finale, zum Höhepunkt, zur Ejakulation der Emotionen führen sollte, jetzt, wo er diesen Dumpfdosen eine gigantische Ladung Harmonie und heile Welt in ihre Pickelfressen spritzen sollte – da konnte er nicht mehr.

Ladehemmung, literarische Dysfunktion. Er schüttelte und rieb, aber es kam nichts mehr heraus, nicht der kleinste Tropfen.

Er war am Ende. Und erst sein beschissener Schreibmaschinen-Spleen. Es kam ihm so vor, als ob das alte Ding ihn auslachte. Wütend riss er das halb beschriebene Blatt aus der Maschine, zerknüllte es und warf es ins papierweiße Meer seiner Vorgänger.

Müde und seufzend fuhr er sich mit den Händen durchs Gesicht und erhob sich von dem altersschwachen, durchgesessenen Bürostuhl, füllte sein Weinglas wieder auf und begann in dem mickrigen Zimmer auf und ab zu laufen.

Die Deadline rückte immer näher, hing ihm am Hals wie der Schatten eines Guillotinenbeils. Scheiß doch auf Damokles. Er kippte den Wein hinunter.

Vertragsstrafe. Ghostwriter. Werksvertrag. Was ein Dreck.

Während er darüber nachdachte, wohin ihn sein Germanistikstudium geführt hatte, in welch hohen Olymp er es doch geschafft hatte, lief er seine Bücherregale ab.

Goethe, Schiller, Shakespeare, Hemingway, Reclam, Studienlektüre, all die anderen Klassiker – Gott, was war er nur für ein Versager!

Gut, er musste schließlich von irgendetwas leben, aber hatte er sich wirklich so dermaßen prostituieren müssen?

Sein Verleger rieb ihm mit ein wenig Hartgeld die Prostata und was aus seinem Füller spritzte, verrieb er auf Papier und verkaufte es an minderbemittelte RTL II-Dauerabonnenten in Jogginganzügen.

Er hatte zu viel Wein intus, die zweite Flasche war schon halb leer.

Er schielte zu dem Karton hinüber. Er hatte sich eingedeckt für seinen großen Schreibmarathon. Es war noch genug da, aber trotzdem: Es war noch nicht einmal zwanzig Uhr, und schon spürte er den Hauch einer leisen Übelkeit.

Vielleicht sollte er etwas essen? Ja, ohne etwas im Magen würde er seinen Pegel nicht die ganze Nacht halten können, und ohne seinen Pegel würde er es nicht ertragen, den kitschigen, widerlichen Dünnschiss, den sie alle so sehr liebten, aufs Papier zu schmieren.

Er schielte zu seinem Handy auf dem Tisch neben der Schreibmaschine. Er hatte es ausgeschaltet, weil er sich ganz auf seine „Kunst“ konzentrieren wollte. Aber da war die Nummer von Ginos Pizzaservice gespeichert. Eine große Diavola war genau das, was er jetzt brauchte. Die Kalorien, das Fett, die Teigmasse und das Aroma des Pappkartons würden seinen Geist und auch seinen Magen gleichermaßen beruhigen. Glutamat ist Gott.

Er ging hinüber und schaltete das Telefon ein. Gino war selbst am anderen Ende der Leitung und nahm die Bestellung in einem gekünstelt wirkenden italienisch-deutschen Slang entgegen. Wahrscheinlich hatte Gino auch irgendwann einmal Germanistik studiert und dann einfach nur eine andere Art gefunden, sich in den Arsch ficken zu lassen, von der Welt und vom Leben.

Es war Freitagabend, hatte Gino ihn erinnert. *Isse viel los*.

Kurzum, in einer Stunde würde der dressierte Affe, der für Gino die Pizza auslieferte, klingeln.

Er machte sich nie die Mühe, sich die Gesichter der Lieferanten zu merken, aber er gab Trinkgeld. Immerhin.

Eine Stunde musste er also totschlagen.

Bevor er nichts im Magen hatte, brauchte er gar nicht zu versuchen, weiterzuschreiben.

Missmutig, ungeduldig, von sich selbst und dem Rest der Welt angeekelt,

tigerte er weiter durch sein Schreibzimmer. Er musste pissen. Sollte seine verräterische Blase doch gefälligst warten, bis es klingelte und er das Zimmer sowieso verlassen musste.

Nach zehn Minuten hatte die Blase den Disput gewonnen. „Eine weitere Niederlage“, dachte er, während sein Strahl in die versiffte Toilette plätscherte.

Seit seine letzte Freundin vor seinen Stimmungsschwankungen geflohen war, sah er nur noch wenig Sinn darin, seine Wohnung in Ordnung zu halten.

Ob es all den anderen Leuten genau so viel ausmachte wie ihm? Diese permanente Fremdbestimmung? Fressen, saufen, pissen, scheißen und ab und an mal ficken?

War er denn wirklich der einzige, der damit nicht zurechtkam? Geld verdienen, seine Zeit und sein Talent verkaufen, an kleine Wichser, die selbst keines hatten?

Eine Line würde ihm jetzt vielleicht helfen, aber er wusste genau, dass das, was er high schreiben würde, nicht so ganz in die rosafarbene Welt passte, die er erschaffen musste. In das Produkt, das er liefern sollte, das er besser liefern würde, wenn er nicht demnächst auf der Straße sitzen wollte.

Ob er schon mal seinen Magen leerkotzen sollte, rein prophylaktisch?

Er ließ es bleiben. Stattdessen verließ er das kleine Bad, ohne die Spülung der Toilette zu betätigen, und ging zurück in sein Schreibzimmer.

Noch eine halbe Stunde bis zur Futterzeit.

Wieder an den Regalen entlang vorbei an den ganz Großen.

Bei „Faust“ blieb er hängen. Wie hältst du´s mit der Religion? Arschloch!

Aber Fuck-You-Goethe hatte immerhin die großen Dinge behandelt und sich nicht mit dem kleingeistigen Scheiß abgegeben, den er selbst in einem endlosen Strom verschwendeter Buchstaben absonderte.

Mephisto. Me-Fist-You.

Mephisto oder Samiel waren wenigstens cool, zwar nicht so cool wie die Satansinkarnationen dieses einen Russen, an den er sich gerade nicht erinnern konnte, aber trotzdem.

Sie waren um so viel näher an dem, was er schreiben wollte, an dem revolutionären Werk, das ihm permanent ungreifbar durch den Schädel wirbelte.

So viel cooler als der dämliche Waisenjunge, den die Idioten alle so sehr liebten. Er hatte ihm rotes Haar gegeben und Sommersprossen und eine dramatische Narbe im Harry-Potter-Stil.

Nicht mal das hatten die Idioten bemängelt.

Eigentlich war es ein Witz gewesen, aber diese unsäglichen, kinnlosen Versager hatten ihn damit durchkommen lassen. Rotes Haar, Narbe, Sommersprossen, blaue Augen.

Scheiß-vernarbter Pumuckl!

Noch zehn Minuten bis zur Pizza. Sein Glas war leer. Er schenkte nach.

Warum war es ihm nie gelungen, sein eigenes Ding durchzuziehen? Seine Vision zu verwirklichen?

Aber er wusste die Antwort.

Weil seine Vision keine war.

Das, was er für eine Vision hielt, verhielt sich zu einer echten, einer greifbaren Vision wie ein abstraktes Gemälde zu einer Fotografie. Er hatte gar keine Vision, er hatte nicht einmal die Idee einer Vision, er sehnte sich lediglich nach einer.

War es das? War das der Grund, aus dem er Pumuckl-Geschichten schreiben musste?

Ein leises, aber in der Stille des Schreibzimmers dennoch wie ein Knall wirkendes Geräusch riss ihn aus seiner Selbstgeißelung.

Goethes Faust war aus dem Regal gefallen. Faustkampf mit Goethe. Fight Club. Er lachte.

Er hob das gelbe Reclamheftchen auf und stellte es zurück an seinen Platz neben seinen gelben Brüdern.

Eine Chinesenarmee, die vor Kreativität und Ausdruck und Größe nur so strotzte.

Sie lachten ihn aus, die Gelben. Die Könner. Die Originellen. Er sah die Büsten vor sich, die Bilder, die Schwarzweißfotografien dieser verdammten Arschlöcher.

Literaten. Waren sie nicht alle genauso verdammte Säufer und Publikumsnutten gewesen wie er selbst? Und sie wagten es, über ihn zu lachen?

Mit einem tierischen Schrei, in dem all seine Verzweiflung und Frustration lag, all sein Selbsthass und all seine verbleibende Kraft, riss er sie von ihren hohen Rössern herab, zerrte sie zu sich hinunter in den Staub und den Dreck, aus dem Regal heraus.

Er zerriss Seite um Seite, vermischte Goethe, Hemingway, Schiller, Schimmelreiter, Faust, Gretchen und ihren Pudel und den verfickten Thunfisch, mengte die Seiten ineinander zu einer wirren, sinnlosen Masse

bedeutungsloser Worte, riss die Seiten mit seinen Zähnen auseinander, er zerstückelte sie, er erstach sie, trat sie in den Staub, in den sie gehörten, riss sie wieder hoch, zerkaute sie, speichelte sie ein, und jetzt, jetzt hatte er Lust zu kotzen.

Zwei Liter billigen Rotwein auf all das selbstgerechte Gefasel, auf all das bedeutungsschwere Gesülze, direkt in die Fressen derer, die er für seine Ahnen, seine Lehrmeister gehalten hatte, denen er ums Verrecken nicht gerecht werden konnte.

Gerade hatte er sich zwei Finger in den Mund gesteckt, wollte sie seinen Hals hinunterrammen, da schellte die Türklingel und riss ihn für einen Moment aus seiner Raserei.

Verwirrt sah er sich um, sah auf das Chaos, das er angerichtet hatte. Da lagen sie, ihm zu Füßen. Diese verdammten Wichser.

„Einen Moment!“ rief er nach draußen. Das mit dem Kotzen würde er noch zu Ende bringen, bevor er die Tür öffnete.

***

Mit tränenden Augen und einem mehr als sauren Geschmack im Mund griff er seinen Geldbeutel von der Kommode im Flur und drückte die Klinke der Haustür herunter.

Der Pizzabote sah erschrocken aus, als er seiner ansichtig wurde, aber das kümmerte ihn nicht besonders.

Er betrachtete den jungen Mann mit seinen rotgeäderten Augen so lange, bis dieser unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat und ihm den Pizzakarton am ausgestreckten Arm unter die Nase hielt.

„Ihr... Ihre Bestellung!“

Er begriff nicht gleich, aber als er den jungen Mann einige weitere Sekunden lang angesehen hatte, war ihm alles klar.

Die blauen Augen, die Sommersprossen, das rote Haar, das im Neonlicht des Treppenhauses merkwürdig fahl wirkte – ja, so musste es sein.

Er würde seinem Elend ein Ende machen. Sich befreien. Die Fesseln zerreißen.

Mit den Alten hatte er angefangen, und jetzt, jetzt konnte er doch nicht einfach aufhören.

Warum sollte er auch?

Er fühlte sich so gut wie schon lange nicht mehr! Irgendwie … beinahe

frei!

Er wusste, was er zu tun hatte.

„Komm rein, Pumuckl, du kommst gerade im rechten Moment!“

Auf der Straße unten bellte ein Pudel.

Camcorder

Es ging mir nicht gut. Die Séance hatte mich doch mehr mitgenommen, als ich erwartet hatte. Scheiße, eigentlich sollte mich so etwas überhaupt nicht mitnehmen, schließlich verdiente ich meinen Lebensunterhalt damit, reichen, verwöhnten Witwen und Erbinnen auf diese Weise das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Sie wollten mit ihren verstorbenen Ehemännern sprechen, mit verunglückten Kindern, manchmal auch mit der Seele des dahingeschiedenen Familiendackels.

Gewissensbisse hatte ich deswegen nicht, es war ein menschliches Bedürfnis, das ich befriedigte. Sie alle wollten wissen, ob es dem Verstorbenen gut ging, wollten ihm letzte Worte mit auf den Weg geben oder tröstende Worte von ihm erhalten. Und ich war derjenige, der den Hinterbliebenen Trost und Seelenfrieden verkaufte.

Ich fuhr damit nicht schlecht. Einmal hatte ich sogar in einer Art Dauerarrangement gelebt. Ich war in die Villa der beinahe schon greisen Industrieellenwitwe eingezogen, und allabendlich beschwor ich ihren toten Gatten. Trotz ihres hohen, gesellschaftlichen Ranges war die gute Frau zu meinem Glück recht einfach gestrickt und sehr harmoniebedürftig, so dass es mir wenig Mühe bereitete, die Informationen, die ich in unseren nachmittäglichen Teestunden extrahierte, gewinnbringend einzusetzen. Nach jeder meiner Séancen schickte ich die Gute mit einem seligen Lächeln in ihr vereinsamtes Ehebett.

Erst als die alte Dame selbst das Zeitliche segnete, musste ich mein Speckmadendasein beenden und eine Weile untertauchen. Ihren Erben gefiel die Höhe meiner Rechnungen nicht, und flugs hatte ich eine Klage am Hals, aus der ich mich zwar herauswinden konnte, die meinem Ruf in der lokalen Oberschicht aber so sehr schadete, dass es an Ort und Stelle nichts mehr zu holen gab.

Ich zog eine Weile umher, lebte ein paar Wochen hier und ein paar Wochen dort. Das ging ganz gut, aber irgendwann hatte ich davon genug und ließ mich wieder nieder. Einmal die Woche trat ich, von allerhand okkultistischem Tamtam begleitet, auf einer Kleinkunstbühne auf, um neue Kunden zu gewinnen.

Ungefähr jeder siebte, der sich, von Alkohol und seinen Freunden angefeuert, zu mir auf die Bühne begab, nahm sich ein Visitenkärtchen mit und wurde später in meinem Studio vorstellig.

Diese mit der „Jenseitsdroge“ Angefixten hatten entweder ein Faible für das Okkulte, meist mit einem kindlichen Glauben an Magie und Hexerei gekoppelt, oder sie litten unter einem hohen emotionalen Leidensdruck, der sie in mein Netz trieb.

Einige Jahre kam ich auf diese Weise gut über die Runden.

Bis sich eines verregneten Samstag Abends der alte Herr im Anzug bei mir einfand.

Er war einen halben Kopf kleiner als ich, und die tiefen Falten, die sein Gesicht in eine topographische Landkarte verwandelten, verrieten mir, dass er auch mindestens zwanzig Jahre älter war.

Ich bat ihn herein, er schüttelte wortlos meine Hand, ging an mir vorbei, schnurstracks auf meinen, in gewollt dramatisches Dämmerlicht getauchten Séancentisch zu und nahm Platz.

Ich schloss die Haustür und setzte mich ihm gegenüber.

Meistens waren meine Kunden ziemlich aufgeregt und fingen sofort an zu plappern, meistens davon, dass sie ja eigentlich nicht an „solchen Kram“ glaubten oder davon, wie sehr sie unter dem Tod eines geliebten Menschen litten.

Dieser hier war anders.

Mit einem Blick versicherte er sich meiner Aufmerksamkeit, dann griff er in die Innentasche seines Jacketts und holte ein sorgfältig gefaltetes Blatt hervor. Er drehte es noch einige Male in seinen Händen, den Blick konzentriert darauf gerichtet. Er überlegte scheinbar noch, ob er sich mir, dem Scharlatan, wirklich anvertrauen wollte.

Ich verhielt mich ruhig, denn ich wollte diesen Prozess nicht unterbrechen, das hätte die Entscheidung nur zu meinen Ungunsten beeinflusst.

Eine Minute verging, und dann, endlich, faltete er das Blatt auseinander, überflog es noch einmal, wie um sich zu vergewissern, dass alles, was drauf stand, auch richtig und vollständig war, drehte es anschließend herum, so dass ich es würde lesen können, und schob es zu mir herüber.

Es war eine Liste mit Namen.

Das Blatt war sehr eng von einem Computerdrucker beschrieben worden. In drei Spalten waren Namen aufgeführt, alphabetisch geordnet und nummeriert. Der letzte Eintrag auf der Liste lautete: Einhundert-

neunundsiebzig – Zöllner, Max.

Die Stimme meines neuen Kunden war heiser und kratzig.

„Sie müssen mit ihnen reden. Mit allen!“

„Das … wird ziemlich teuer … und wird eine Weile dauern. Mehr als eine oder zwei Séancen pro Tag würde meine Kräfte bei weitem übersteigen.“

„Das ist mir bewusst, Sie Rotzlöffel. Ich bin kein Anfänger, was das angeht. Die Toten sind anstrengend, das weiß ich. Das Geld ist kein Problem.“

Wieder griff er in die Innentasche. Diesmal war es ein dicker Briefumschlag, der seinen Weg auf den Tisch fand.

Ich kommentierte das nicht, weil ich nicht gierig wirken wollte, was ich aber natürlich durchaus war.

„Das sind viele Namen. Sind Sie Überlebender einer Katastrophe? Eines Flugzeugabsturzes? Eines Zugunglückes oder so etwas?“

Oftmals hatten solche Menschen das Bedürfnis nach Kontakt mit den Opfern, weil sie einfach nicht verstehen konnten, warum gerade sie es waren, die nicht umgekommen waren.

Aber er lachte nur leise auf. „Nein, nichts dergleichen … sie werden Ihnen schon sagen, wie sie auf diese Liste gekommen sind.“

Ich schwieg einen Moment. Ich brauchte Zeit. Diesen Kunden konnte ich unmöglich an der Nase herumführen.

Unmöglich konnte ich Informationen über einhundertneunundsiebzig Menschen recherchieren und ihm in kleinen Häppchen die wahrscheinlichsten Nachrichten aus dem Jenseits servieren. Der Alte lächelte auf hinterhältige Weise, aber in seiner Gehässigkeit schien sich auch eine Spur von Verzweiflung zu finden.

„Sie sind doch ein Medium, oder nicht?“ Hatte der Kerl mir gerade zugezwinkert? Ein trauriges Lächeln stahl sich auf sein Gesicht.

„Keine Angst, ich werde bei den Sitzungen nicht dabei sein. Ihre Aufgabe ist es, jeder einzelnen Seele auf dieser Liste meine tief empfundene Entschuldigung zu überbringen. Sagen Sie ihnen, dass es mir leid tut“

Er sah auf seine Armbanduhr. Teuer.

„Meine Zeit läuft ab, in mehr als einer Hinsicht. Mein Name ist … ach, vergessen Sie´s. Sie …“, er tippte auf das Blatt, „werden sich an mich erinnern, da bin ich sicher.“

Wieder dieses Lächeln.

Er bewegte sich so plötzlich, dass ich ein wenig erschrak, griff in die

Seitentasche seines edel aussehenden, cremefarbenen Mantels und zog einen kleinen Camcorder hervor.

„Ich werde bei den meisten der Sitzungen nicht anwesend sein. Sie werden das hier“, er legte den Camcorder auf den Tisch, zog ein Stromkabel und ein USB-Kabel hervor und platzierte sie daneben, „benutzen, um Ihre Bemühungen zu dokumentieren. Von Zeit zu Zeit werde ich mir die CDs, die Sie mir brennen werden, abholen. Sie fangen morgen an, Punkt vierundzwanzig Uhr. Im Gegenzug werden sie monatlich einen Umschlag erhalten wie den, der jetzt vor Ihnen liegt. Wenn ich weg bin, werden Sie ihn aufreißen und wenn Sie die Scheine gezählt haben, werden Sie feststellen, dass die Summe sehr, sehr großzügig bemessen ist. So …“ Er wandte sich ab. „Die Zeit vergeht so schnell, wenn man krank ist. Ich werde jetzt gehen.“

Ich rief ihm noch hinterher, er solle warten, aber er reagierte nicht.

Er hatte natürlich recht gehabt. Sobald der Spinner meine Wohnung verlassen hatte, riss ich den Umschlag auf.

Fünfzehntausend.

Wahnsinn.

Ich hatte noch einen Tag Zeit, mir zu überlegen, wie ich den Kerl über den Tisch ziehen, die Illusion erschaffen konnte, dass ich tatsächlich Kontakt zu den Seelen auf seiner Liste aufnehmen könnte. Mir würde schon etwas einfallen.

Nachts darauf nahm ich, wie gewünscht, am Séancentisch gegenüber des Camcorders Platz.

Die von mir sorgsam inszenierte Beleuchtung sorgte für die gespenstische Atmosphäre, die man bei einer solchen Sitzung gemeinhin erwartete. Vor mir lag die Liste auf dem Tisch. Ich überzeugte mich davon, dass die Aufnahme lief, dann begann ich, mein silbern glänzendes Pendel über der Liste kreisen zu lassen.

Er sollte nicht denken, dass ich systematisch von oben nach unten die Liste durcharbeiten würde.

Er sollte sehen, wie ich von meinen angeblichen medialen Fähigkeiten geführt wurde.

Nach vielleicht ein oder zwei Minuten schaltete ich mit dem Fuß unter dem Tisch den Elektromagneten ein, der das Pendel exakt dort zum Stillstand brachte, wo ich es haben wollte. Bei Nummer sechsundfünfzig. Der Name war Manuel Schmitz.

Ich nahm meine Standardhaltung für eine gespielte Trance ein. Den Kopf in

den Nacken geworfen, die Augen geschlossen, die Arme ausgestreckt und mit allen Fingerspitzen meinen Séancentisch berührend. Gleich würde ich noch ein wenig zittern und wackeln und zucken und die Sehnen an meinem Hals hervortreten lassen. Es würde eine filmreife Vorstellung werden.

Aber zuerst musste die Anrufung stattfinden. „Manuel Schmitz! Manuel, kannst du mich hören? Manuel, ich habe eine Botschaft für dich, eine Botschaft aus der Welt der Lebenden. Kannst du mich hören? Manuel Schmitz, zeige dich mir! Jemand hat dir etwas zu sagen! Manuel, ich kann deine Präsenz fühlen! Zeige dich!“

Als ich wieder zu mir kam, dämmerte fahles Morgenlicht durch meine dreckigen Fenster. In meinem Schädel hämmerte es dumpf, und meine Kehle schmerzte höllisch. Orientierungslos sah ich mich um, und stellte fest, dass ich mich nach wie vor am Séancentisch befand. So etwas war mir noch nie passiert. Mit steifen Gliedmaßen stand ich auf und massierte meine Schläfen und meinen Hals, während ich in der Wohnung herumging. Es war noch alles so, wie ich es gestern Nacht zurückgelassen hatte. Ich ging ins Bad und leerte meine Blase, benommen auf der Brille sitzend.

Während der unangenehme Druck in meinem Unterleib immer weiter abnahm, schwirrten wirre Bilder, Bruchstücke von Sätzen und noch mehr Bilder in meinem Hirn umher.

Das Gesicht meines Kunden, die tiefen Runzeln, die es durchzogen, der Name Manuel Schmitz, zu dem ich jetzt seltsamerweise ebenfalls ein Bild vor Augen hatte.

Insgeheim wusste ich, dass mein Gehirn dieses Bild aus einer Krimiserie ausgeborgt hatte, um es jetzt mit meinen realen Erinnerungen zu verknüpfen. Nach einer Weile erhob ich mich und als ich das Badezimmer verlassen wollte, sah ich mein Bild im Spiegel über dem Waschbecken.

Eine dünne, feuerrote Linie verlief quer über meinen Hals. Laut fragte ich mich selbst, was zum Teufel das denn sei, und da bemerkte ich, dass ich kaum in der Lage war, einen Laut hervorzubringen.

Die plötzlichen Schmerzen in meinem Hals waren unbeschreiblich, und ich musste mich mit tränenden Augen ans Waschbecken klammern, um nicht von ihnen in die Knie gezwungen zu werden. Als ich mich wieder im Griff hatte und der Schmerz etwas abgeklungen war, untersuchte ich meine Verletzung etwas genauer. Sie sah aus wie ein bereits halb verheilter, feiner Schnitt. Stellenweise hatte sich Schorf gebildet, und es brannte unangenehm, wenn ich sie mit dem Finger berührte.

Was war nur passiert? Hatte ich mir diese Verletzung selbst zu gefügt? Musste ja wohl so sein, oder nicht? Ich schleppte mich zurück zum Séancentisch. Der Camcorder. Ich hatte ihn auf einem Stapel von pseudo-okkulten Schwachsinnsbüchern auf dem Tisch platziert, damit er meine Darbietung auch bestmöglich aufzeichnen konnte.

Die Batterie war inzwischen natürlich leer und der Speicher vermutlich voll. Ich nahm ihn und die zugehörigen Kabel, ging hinüber in mein Büro, startete den Laptop und schloss die Kamera an.

Windows meldete, dass es einige Minuten dauern würde, bis das Video auf meine Festplatte überspielt wäre, und so ging ich in die Küche und trank mit vorsichtigen Schlucken ein Glas Wasser.

Es brannte höllisch.

Meine Gedanken waren immer noch nicht ganz klar, als mir ein akustisches Signal meines Rechners anzeigte, dass der Kopiervorgang beendet war.

Ich nahm vor dem Monitor Platz und klickte auf „Start“.

Da bin ich an meinem Tisch. Ich, wie ich die Seele von Manuel Schmitz anrufe. Und da ist Manuel. Manuel, wie er hinter mir steht, nebelig, schwammig.

Ich keuchte entsetzt auf. Das war doch … das war doch einfach nicht möglich!

Manuel, wie er mit einer Hand von hinten mein Kinn nach oben reißt und mit dem Zeigefinger der anderen Hand immer und immer wieder, unaufhörlich an meinem Hals herum sägt.

Und er spricht! Er flüstert in mein Ohr!

Ich stellte den Ton lauter, fast bis zum Anschlag musste ich den Regler der kleinen Lautsprecher drehen, aber die Kamera hatte tatsächlich etwas aufgezeichnet.

Er flüstert mir seine Geschichte ins Ohr, während er sägt. Nicht seine ganze Lebensgeschichte natürlich, nur den letzten Teil, den Teil, in dem er einen Fehler gemacht hat.

Einen Fehler, für den man ihm den namenlosen Alten auf den Hals gehetzt hatte. Der war damals natürlich noch jünger gewesen, viel jünger.

Manuel verlässt eine Kneipe in Marburg. Er schwankt leicht, scheint betrunken zu sein.

Das Bild auf dem Monitor begann zu flackern, veränderte sich, und jetzt, jetzt sah ich die schmale Straße durch seine Augen, ich war er.

Ich sehe verschwommen, muss mich an den Wänden der heruntergekommenen Häuser abstützen.

Ich habe große Sorgen, die ich nur ungenügend im Alkohol ertränken konnte.

Es gibt eine Deadline, die ich überschritten habe, eine Deadline im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich frage mich, wann sie wohl kommen werden.

Ich frage mich, warum es nicht funktioniert hat.

Ich frage mich, wen sie schicken werden.

Ich frage mich, was aus meiner Familie werden soll.

Ich weiß, dass er da ist, aber der Alkohol sorgt dafür, dass es mir beinahe egal ist. Beinahe.

Eine Hand legt sich von hinten auf meine Stirn.

Ich sehe ein stählernes Blitzen im Licht der Straßenlaterne, spüre, wie mein Fleisch durchtrennt wird, doch das Gefühl ist klinisch, beinahe schmerzlos. Ich denke, dass die Klinge sehr scharf sein muss. Dann schlucke ich mein eigenes Blut, und mir wird ein wenig schlecht. Ich spüre, wie mein Kreislauf zusammenbricht, und dann spüre ich nichts mehr.

Wieder flackerte der Monitor. Ich am Séancentisch und Manuel hinter mir.

Er hatte Manuel mit einem Rasiermesser die Kehle durchschnitten, in einer dunklen, schäbigen Gasse. Chirurgisch. Unpersönlich. Professionell.

Als Manuel seine Geschichte zu Ende erzählt hatte, löste sich seine ungreifbare Gestalt auf, und mein Kopf krachte schwer auf die Tischplatte.

Dann zeigte das Bild nur noch stundenlang mich, wie ich regungslos da lag, bis schließlich die Speicherkapazität des Camcorders erschöpft war und die Aufnahme abbrach.

Wieder tastete ich nach meinem Hals, es ging schon etwas besser, aber nein, das war mir eindeutig zu viel. Ich hatte mich schon immer für einen abgebrühten Hund gehalten, aber Geister? Echte Geister?

Ich ging zu dem Schrank, in dem ich meinen Alkohol aufbewahrte und schenkte mir ein Glas Scotch ein. Der erste Schluck trieb mir die Tränen in die Augen, aber nach dem Dritten ging es, und nach dem Fünften konnte ich wieder halbwegs klar denken.

Diese Liste. Ich sollte mit ihnen reden, mit ihnen allen. Mit allen, die der Alte in seinem Leben getötet hatte. Ich sollte ihnen sagen, es tue ihm leid. Wieder tastete ich meine Wunde ab. Niemals!

Dann packte ich meine Habseligkeiten zusammen, griff mir den Umschlag und machte, dass ich wegkam aus der Stadt. Wäre ich mutig genug gewesen, hätte ich sogar das Land verlassen.

Ich habe niemals wieder Séancen abgehalten, und auch den Alten habe ich nie wieder gesehen. Ich nehme an, dass er einfach irgendwann gestorben ist.

Sein Plan ist nicht aufgegangen.

Die Geister, sie warten auf ihn im Jenseits, das hat Manuel mir noch gesagt, bevor er verschwand. Alle einhundertneunundsiebzig.

Einhundertneunundsiebzig Leben.

Einhundertneunundsiebzig Morde.

Die Liste und den Camcorder habe ich ein paar Tage später unter einer Autobahnbrücke verbrannt, die Festplatte meines Laptops formatiert, aber die Narbe am Hals, die habe ich heute noch.

Heute kann ich nur jedem raten, sein Leben so gut wie möglich zu führen.

Man sollte besser keine Geister produzieren, die auf der anderen Seite auf ihre Rache warten.

Die Geister haben Zeit.

Die Nachtwalder

Anton und der Kätterer-Junge schlichen auf den Hügel zu. Der Nachtwalder-Hof war schlecht gelitten in dem kleinen Ort, in dem sie lebten. Gerüchte gingen um, der alte, verwitwete Bauer würde bei seinen Töchtern liegen in der Nacht, und man redete, dass er es mit den Söhnen wohl ähnlich hielt. Jedermann wusste, wer erst einmal die eine Sünde begangen hatte, dem fiel es nicht sehr schwer, die nächste ebenfalls zu begehen.

Anton gab eigentlich nicht viel auf das ewige Lamentieren des alten Pfaffen, der die Jugendlichen des Dorfes in den grundlegenden Fertigkeiten unterrichtete und dabei gleich noch für deren moralische Erbauung sorgen sollte.

Sein Atem stank stets nach Alter und manchmal auch nach Wein, und er hatte die unangenehme Angewohnheit, hinter den gerade befragten Schützling zu treten und ihm oder ihr seine gichtigen Hände auf die Schultern zu legen, was die betroffene Person sich bisweilen so unbehaglich fühlen ließ, dass die Antworten schlechter ausfielen, als es hätte sein müssen.

Das wiederum zog stets zusätzliche Hausaufgaben nach sich.

Ja, Anton gab nicht viel auf die Worte des Pfaffen, er mochte ihn einfach nicht, aber das, was er über den Nachtwalderhof sagte, das kam ihm wirklich übertrieben vor. Seine Mutter war ebenfalls schon früh gestorben, und sein Vater hatte sich bislang keine neue Frau gesucht.

Anton ballte die Fäuste, wenn er daran dachte, dass der Pfaffe seinem Vater insgeheim das Gleiche unterstellen mochte, was er laut und öffentlich dem alten Nachtwalder andichtete.

Ein Päderast, ein Heide, die ganze Familie sei debil und bösartig. Nur weil sie nicht in des Pfaffen Gottesdienst kamen? Weil sie der ewigen Litanei von Fegefeuer, Sünde und Wolllust nicht lauschen wollten? Weil man gesehen hatte, dass sie auch feiertags und nachts auf den Feldern und bei den Kühen arbeiteten? Weil sie ihre Hofleute oft wechselten, nie im Dorf einkauften, die Schenke nicht besuchten und dafür bekannt waren, Besucher zur Not auch mal mit der Mistgabel oder der Sense in der Hand von ihrem Land zu jagen?

In der letzte Messe hatte der Pfaffe mal wieder besonders bösartig gegen die Nachtwalder gewettert, und genau deswegen wollte Anton bei den Beschimpften einmal nachsehen, ob etwas dran war an den feigen

Anschuldigungen.

Der Kätterer-Junge war aus anderen Gründen mit ihm mitgekommen. Ihm hatte sein großer Bruder erzählt, nachts, wenn jeder für sich in der gemeinsamen Kammer im Bette lag, dass er sie gesehen habe, die Nachtwalder, in der letzten Vollmondnacht. Nackt tanzend auf der kleinen Lichtung in der Nähe des Hofes, am ganzen Leib wild angemalt mit merkwürdigen Zeichen.

Aber schön seien sie gewesen, die Töchter natürlich, so wunderschön. Ein wenig Angst hatte er gehabt, das wollte er wohl zugeben und als eine von ihnen, die jüngste, mit einem Mal ihren Tanz unterbrach und in Richtung des Busches schaute, hinter dem er sich verborgen hatte, da war er ganz schnell weggerannt, schnell wie ein kleiner Fuchs.

Anton war nicht ganz klar, ob der Kätterer-Junge, jetzt vier Wochen später, wegen der bezaubernden, wunderschönen Töchter in dieser erneuten Vollmondnacht mit ihm mitkam oder ob er nur seinen Mut seinem Bruder gegenüber beweisen wollte.

Es auch spielte keine besonders große Rolle. Er war einfach nur froh, dass er nicht alleine durch den Wald auf das verrufene Gut zuschleichen musste.

Das helle Mondlicht war auf ihrer Seite. Weder verliefen sie sich, noch stolperte einer von ihnen über die eigenen Füße. Das Schleichen war anstrengend, und bald waren ihre Körper unter der einfachen Kleidung schweißnass.

Sie mussten nicht mehr weit gehen, bis das Hauptgebäude und die große Scheune der Nachtwalders in Sicht kommen würden.

Als sie bis auf hundert Meter herangekommen waren, ließen sie sich auf die Knie nieder, um nicht zufällig entdeckt zu werden und berieten sich.

„Wo wollen wir denn zuerst hin?“ Der Kätterer-Junge hatte vor Aufregung und Neugier ganz fiebrige Augen.

„Na, wenn dein Bruder recht hat und sie wieder auf der Lichtung tanzen, dann sollten wir uns zuerst den Hof ansehen. Da wird man uns sicher nicht erwischen. Nur ganz kurz, ich will nur sehen, ob die wirklich so dreckig leben, wie der Pfarrer es immer behauptet.“

„Wird das denn lange dauern? Wäre doch schade, wenn sie mit dem Tanzen schon aufgehört hätten, wenn wir zur Lichtung kommen!“

„Nein, wird gar nicht lange dauern, wirklich nur ein Blick in die Scheune und den Stall, ob sie ordentlich sind und die Viecher gut behandeln. Und noch einen Blick in die Stube. Wirst sehen, das geht ganz fix, und dann

machen wir uns auf zur Lichtung.“

Kätterer überlegte eine Sekunde und willigte ein. Einig geworden, schlichen die beiden Buben weiter.

Sie lauschten angestrengt, aber nichts war zu hören.

Auch als sie nahe an den Stall herangekommen waren, drang nicht das leiseste Geräusch an ihre Ohren.

Anton fand das sehr merkwürdig, denn wirklich still war es in einem Stall niemals, auch nicht, wenn alles schlief.

Sie schlichen dicht an dem Gebäude entlang und um das Gebäude herum, so lange, bis sie zur Tür kamen, die sie offenstehend vorfanden.

Anton sah zu Kätterer hinüber. Der zuckte nur ratlos mit den Schultern. Zum Reden waren sie jetzt zu tief in verbotenem Gebiet. Nicht auszumalen, was es für Prügel geben würde, wenn sie hier erwischt wurden. Sicherlich zuerst von den Nachtwalder-Buben und dem Alten und dann gleich nochmal von den eigenen Vätern.

Schließlich gelang es Anton, den Gedanken von sich zu schieben und in seiner Hosentasche nach den Schwefelhölzern zu tasten.

Gefolgt von Kätterer tat er einige ängstliche und gleichwohl mutige Schritte in das Dunkel des Stalls.

Dann riss er eines der Schwefelhölzer an. Das, was er sah, erstaunte ihn über alle Maßen. Der Stall war leer. Leer. Ganz und gar leer. Keine Tiere. Kein Futtervorrat. Kein Melkschemel. Keine Futtertröge. Nichts. Nur Boden, Wände und eine hohe Decke.

Aber sie hatten doch Tiere, die Nachtwalder.

Holten sie sie denn nicht bei Nacht herein?

Er war sich nicht ganz sicher, aber sie waren doch an einer Nachtwalder-Weide vorbeigekommen. Zumindest dort waren ihm in dieser Nacht keine Tiere aufgefallen.

Das Schwefelholz ging aus, und er entzündete ein neues. Im Gesicht des Kätterers konnte er sehen, dass auch dieser versuchte, sich einen Reim auf die fehlenden Tiere zu machen.

Nachdem auch dieses Schwefelholz erloschen war, bewegten die Buben sich auf den vom Vollmond markierten, im Vergleich zur Dunkelheit des Stalles leuchtend hellen Umriss der Tür zu.

Als nächstes nahmen sie sich die Scheune vor, und wieder stellten sie fest, dass die Tür offen stand und dass da einfach nichts war, was man in der Scheune eines bewirtschafteten Bauernhofes erwartet hätte. Keine Karren

oder Ochsenwägen, keine Mist- oder Heugabeln, keine Sensen, einfach nur – gar nichts.

Als wieder aus der Scheune herausgeschlichen waren, brachen sie ihr Schweigen und berieten sich flüsternd. Sie kamen überein, dass das alles in hohem Maße merkwürdig war. Es schien wirklich alles verlassen zu sein. Der Kätterer-Junge pochte darauf, den seltsamen Hof zu verlassen, aber Anton bestand auf der Durchsuchung des Wohnhauses. Es wäre eine Schande, es nicht zu tun, wenn man schon einmal hier war, argumentierte er.

Auch hier stand die Tür offen, und im Licht eines Schwefelholzes fanden die Buben nichts außer Spinnweben und wabernden Schatten in den Ecken. Keine Möbel, keine Waschzuber, keinen Herd, keine Betten. Jeder einzelne Raum im Haus war leer. Hier wohnten nur Insekten und kleine Nagetiere. Die allgegenwärtige dicke Staubschicht ließ die mutigen Entdecker vermuten, dass dieser Umstand schon sehr, sehr lange bestehen musste.

Anton konnte sich keinen Reim darauf machen. Es war einfach unerklärlich. Die Nachtwalder wurden doch gesehen, wenn sie in der Dämmerung ihren Besitz bewirtschafteten.

Eigentlich hatte er jetzt gar keine Lust mehr, noch die Strecke bis zur Lichtung zurückzulegen, aber er hatte es dem Kätterer versprochen. Der hatte sein Wort ja auch gehalten, da konnte er ihn jetzt nicht enttäuschen.

Also gingen die beiden Jungen, verwirrt zwar, aber zumindest der Kätterer hatte sich in seiner Einfalt eine Spur von Abenteuerlust und Vorfreude und Vertrauen in die Worte seines großen Bruders bewahrt. Dass die Nachtwalder ihren Hof schon lange verlassen zu haben schienen und es deswegen höchst unwahrscheinlich war, dass sie nackt auf der Lichtung umherspringen würden, kam ihm anscheinend nicht in den Sinn. Er war eben nur ein kleines Licht, der Kätterer. Dem Pfaffen glaubte er ja auch alles.

Aber das kleine Licht sollte Recht behalten. Die Buben waren jetzt nicht mehr so vorsichtig, und so erreichten sie den Rand der Lichtung recht bald. Erst als sie ganz nahe heran gekommen waren, gingen sie wieder in ihre geduckte Schleichhaltung.

Anton stockte der Atem, als er, entgegen all seinen Erwartungen, Bewegung vor sich registrierte. Plötzlich wollte er weg von diesem Ort, aber der Kätterer, der schlich mit leuchtenden Augen weiter voran. Anton konnte ihn jetzt einfach nicht alleine lassen, und so folgte er ihm.

Da waren sie. Sie alle. Der alte Nachtwalder saß auf einem mächtigen Baumstumpf, während seine Töchter um ihn herum tanzten und seine drei

Söhne ihnen nachstellten. Sie alle waren nackt und, wie der große Kätterer-Bub beschrieben hatte, mit geheimnisvollen Zeichen bemalt. Und die Töchter – sie waren wirklich betörend schön. Das Mondlicht schien ihre Haut zu streicheln, und sie kicherten und lachten über die vergeblichen Versuche ihrer Brüder, ihrer habhaft zu werden.

Obwohl, die Brüder sahen bei genauerer Betrachtung höchst unterschiedlich aus, wie sie so wild umherrannten. Da waren zwei gelockte Hellhaarige, ein untersetzter Dunkler und einer, dessen braunes Haars fast so lang war wie das beinahe durchsichtige der Töchter. Oh, wie das Licht die schönen Leiber umschmeichelte! Wie sie Antons Blut in Wallung brachten und ihn lockten mit ihrer hemmungslosen, geheimnisvollen Verspieltheit und ihrem kristallenen Gelächter!

Anton konnte sich erst von dem faszinierenden Anblick losreißen, als er bemerkte, dass sein Freund nicht stehen geblieben war und sich versteckt hatte wie er selbst.

Der Dämlack lief direkt auf die Lichtung zu! Er hastete ihm nach, so leise er konnte, wollte ihn zurückhalten.

Als er ihn beinahe an der Schulter hatte packen können, da zerbrach jäh ein Ast unter seinem rechten Fuß, und das neckische Treiben auf der Lichtung fand ein abruptes Ende.

Antons Furcht war groß, als die Gesichter der Nachtwalder sich seinem Freund und ihm zuwandten. Jegliche Fröhlichkeit war aus den Augen der Töchter verschwunden, und noch viel grimmiger blickten die Augen der Söhne.

Nur der alte Vater Nachtwalder auf seinem Baumstumpf lächelte milde und winkte sie heran.

Er sagte irgendetwas, was Anton nicht mehr ganz verstehen konnte, denn er hatte sich bereits umgewandt und begonnen zu rennen, und er wusste ganz tief in seinem Inneren, dass er um sein Leben rannte. Er hörte den Kätterer noch rufen, dass er auf ihn warten solle, aber er wagte es nicht anzuhalten oder sich umzudrehen.

Am Morgen fand man ihn, zusammengekauert, schutzsuchend und nicht in der Lage zu sprechen, vor der kleinen Dorfkirche.

Anton sprach für den Rest seines Lebens nie wieder ein Wort, da hatten sie ihn befragen können, wie sie wollten, und den jungen Kätterrer-Buben hat man niemals wieder gesehen.

Aber Anton wusste, wo er war, denn bei jedem Vollmond träumte er von

jener Nacht, und dann konnte er die Worte des alten Nachtwalders in seinem Kopf hören.

„Nur heran, nur heran, frische kleine Geister, frische Leiber, meine Kinder sollt ihr sein!

Meine Herde sollt ihr werden, und meinen Herd sollt ihr befeuern bis zum Ende aller Zeit!“

Jetzt war der Kätterrer-Bub einer von den Nachtwaldern, die ihre Arbeit begannen, wenn die Sonne unterging, und so schrecklich schön auf der Lichtung tanzten.

Manchmal, wenn Anton zum Mond hinaufsah, meinte er das Gesicht des Kätterers auf der Silberscheibe zu sehen.

Karma

Ich stand auf dem Dach des eingezäunten, kameraüberwachten Hochhauskomplexes von Helix-Pharma. Hier hatte ich die längste Zeit meines Lebens gearbeitet, nein, fast schon gelebt, gelebt für die Forschung, gelebt für die Verbesserung unserer Produkte und für die Verbesserung der Lebensqualität so vieler Menschen. Das heißt, bis sich alles verändert hatte.

Als das erste Mal eine Glühbirne erlosch, wenn ich einen Raum betrat, dachte ich mir nichts weiter dabei. So etwas kommt vor. Ist jedem schon einmal passiert.

Zwei Tage später passierte es wieder. Ich betrat am Morgen mein Büro, schaltete das Licht ein, und als ich meine Jacke aufgehängt und an meinem Schreibtisch Platz genommen hatte, war es schlagartig wieder dunkel im Raum, denn es war noch unverschämt früh und Winter.

Der Hausmeister war sicher noch nicht da, also fuhr ich meinen Rechner hoch und benutzte das Licht des Monitors, um die neuesten Testergebnisse durchzugehen, die mir die Laborabteilung am Vorabend geschickt hatte. Alles sah sehr vielversprechend aus, und ich war guter Dinge.

Gegen acht Uhr rief ich das erste Mal die Nummer der Haustechnik an, und um halb neun hatte ich endlich jemanden an der Strippe. Ich schilderte den Vorfall, am anderen Ende der Leitung brummelte man etwas von „Stromnetz“ und „unregelmäßig“ in die Leitung. Zehn Minuten später war ein Azubi da und schraubte die neuen Birnen in die Fassungen.

Das erste Mal dünnhäutig reagierte ich tags darauf, als das alles wieder passierte. Ein weiteres Mal las ich also im Licht des Monitors die Berichte und Auswertungen vom Vortag und begann, meine auf ihnen basierende Taktik für den Tag auszuarbeiten.

Wieder rief ich die Haustechnik an, und dieses Mal reagierte man am anderen Ende der Leitung leicht ungläubig und moderat ungehalten. Neben dem Azubi hatten sie einen ausgebildeten Techniker mitgeschickt, der den Lichtschalter aufschraubte und mit allerhand Gerätschaften Werte nahm und Lötstellen prüfte und solche Dinge.

Wahrheitsgemäß berichtete ich ihm, dass die Glühbirnen keineswegs direkt nach dem Betätigen des Schalters das Zeitliche segneten, sondern erst einige Sekunden später. Wieder wurde seitens der Blaumänner von Netzschwankungen und eventuellen Überlastungen fabuliert. Die

Fehlerquelle sei nicht in meinem Büro zu finden, hieß es. Ich sollte mir keine Sorgen machen, hieß es.

Dieses Spiel wiederholte sich an den drei darauffolgenden Tagen ebenfalls, und am vierten Tag, meinem freiwilligen Samstag, den ich der Firma gerne schenkte, verweigerte die Haustechnik die Annahme meiner Anrufe. Erst auf meine Beschwerde bei übergeordneter Stelle hin reagierten die Blaumänner. Mit mürrischen Gesichtern taten sie das Nötige und würdigten mich keines Blickes. Meinen Versicherungen, dass ich sie keineswegs zum Narren halten wollte, wurde lediglich pro forma Glauben geschenkt, das konnte ich in ihren Gesichtern lesen.

Ich hatte immer ein gutes Verhältnis zu den Jungs gehabt, war sogar etwas stolz darauf gewesen, und dieses litt nun sichtlich unter dem merkwürdigen Phänomen.

In der Kantine erfuhr ich, dass man mich bereits den „Birnenmann“ nannte. Erstaunlich, wie schnell so etwas gehen kann.

Als ich nach der Mittagspause wieder vor meinem Rechner Platz nahm, begann urplötzlich der Monitor zu flackern, und dann war das Bild weg.

Ein wenig Rauch stieg von der Gehäuserückseite aus auf, und drei Sekunden später schrillten die Rauchmelder auf der ganzen Etage los wie eine Horde kreischender Laboraffen.

Ich glaube, ich muss nicht betonen, wie sehr mich das alles ankotzte. Wütend und verwirrt verließ ich das Gebäude. Die Haustechnik wollte und brauchte ich nicht anzurufen. Die würden von selbst kommen. Rauchmelder sei Dank!

Ich freute mich auf ein verfrühtes, ruhiges Wochenende zu Hause und das ein oder andere Gläschen Weißwein vor dem Fernseher. Ja, das würde mir helfen, so dachte ich, mich mit irgendwelchem unhaltbaren Science-Fiction-Müll berieseln und mich schläfrig trinken. Irgendwie ging mir das alles ziemlich ans Nervenkostüm.

Diese unfähigen Blaukittel. Irgendwo musste der Hase doch im Pfeffer liegen. So schwer konnte das nicht sein!

Diese Meinung begann ich bald zu revidieren, als mein Fernseher nach zwei Minuten den Geist aufgab und meine elektrischen Jalousien heruntergefahren wurden, ohne dass ich der Fernbedienung auch nur nahe gekommen wäre. Ich denke, ich muss nicht extra erwähnen, dass auch die modernen, stromsparenden LED-Leuchten, die ich in meiner Wohnung hatte verbauen lassen, nach wenigen Sekunden den Dienst verweigerten. Ich tastete

mich durch die Wohnung und stieß mehrmals schmerzhaft an irgendwelche Kanten, bis ich es in die Küche geschafft hatte, wo ich in einer Schublade neben dem Herd eine Taschenlampe verwahrte. Ich betätigte den Schalter des Gerätes, aber die Batterie schien leer zu sein. Wütend warf ich das nutzlose Ding in die nahezu vollständige, Schwärze, die mich umgab.

Das konnte doch nicht wahr sein. Eine solche Anhäufung von Defekten … unmöglich, dass das Zufall war. Aber wie sonst konnte man das erklären?

Ich schrie und fluchte vor Frustration, als auch die Digitalanzeige meines sündhaft teuren Elektroherdes erlosch und ich mit einem Mal komplett im Dunkeln stand.

Natürlich habe ich mich zum Lichtschalter getastet, natürlich habe ich ihn unzählige Male betätigt, natürlich habe ich mein Handy aus der Hosentasche geholt und vergeblich, versucht einen Elektriker-Notdienst zu erreichen. Natürlich habe ich, völlig derangiert und am Ende, meine Wohnung verlassen und Quartier in einem Hotel genommen.

Allerdings dauerte es nicht lange, bis auch dort die Technik versagte. Dreimal gaben sie mir ein neues Zimmer, bis sie mich mit argwöhnischen Blicken hinaus komplimentierten. Dreimal an einem Tag.

Gerade, als ich völlig verzweifelt die Lobby verließ, gab es hinter mir einen gewaltigen Knall und ein unglaubliches Getöse. Der Fahrstuhl war abgestürzt.

Die Wucht und die Energie, mit der die Fahrgastkabine auf dem Boden aufschlug, ließ die altmodischen Holztüren zerbersten. Splitter schossen durch die Lobby. Eine Stahlstrebe bohrte sich in den Bauch einer Schwangeren, die gerade auschecken wollte.

Ein Stück Tür schmetterte einen Geschäftsmann zu Boden, und ein wild gewordenes Stahlseil bohrte sich mit einem zerfransten Ende in das Auge eines Pagen. Viele andere Gäste wurden von kleineren Splittern verletzt und gingen ebenfalls zu Boden.

Einen Moment, nachdem das alles geschehen war, ergriff ich einfach nur die Flucht. Es war zu viel für mich, viel zu viel. Ich konnte doch nichts dafür, sagte ich mir.

Es war Sonntagnacht, und da ich keine Ahnung hatte, wohin ich mich hätte wenden sollen, ließ ich mich mit dem Taxi zurück zu meinem Arbeitsplatz fahren. Als Peters, der Nachtpförtner, mich in dem Taxi erkannte, öffnete er die Schranke nicht.

Stattdessen kam er um den Wagen herum und drückte mir einen Brief in

die Hand.

Der mitleidige Ausdruck in seinen Augen macht mich selbst jetzt noch wütend.

Sie hatten mich beurlaubt, mit vollen Bezügen zwar, aber ohne Angabe eines Grundes. Unten auf dem Brief war noch eine handschriftliche Notiz meines Vorgesetzten gewesen. Die Nummer eines Psychiaters und der Ratschlag, mir Hilfe zu suchen.

Eines Psychiaters! Mein Zorn wuchs ins Unermessliche, aber es gelang mir halbwegs, ruhig zu klingen, als ich den Taxifahrer anwies, einfach nur herumzufahren, bis ich ihm weitere Anweisungen geben würde.

Das alles war doch unmöglich!

Ich haderte und haderte mit den Ereignissen, und erst, als ich nach vielen Stunden des Umherfahrens im Taxi bemerkte, dass es bereits hell geworden war und dass ich meine Hände so fest zu Fäusten geballte hatte, dass meine Fingernägel tiefe und blutige Kerben in meinen Handflächen hinterlassen hatten, bat ich den Fahrer, die Nummer auf dem Brief anzurufen und einen Termin für mich zu vereinbaren.

Ich selbst wollte das lieber nicht tun, und ich konnte es ja auch gar nicht. Alles, was ich benutzte, ging kaputt, auch die elektrischen Fensterheber des Taxis, aber ich tat so, als hätte ich das Fenster absichtlich halb geöffnet.

Die Rechnung war exorbitant hoch gewesen, und ich musste dem Fahrer all mein Bargeld und zusätzlich noch meinen Personalausweis, mein nutzloses Handy und meinen Führerschein als Pfand aushändigen, da meine EC-Karte natürlich auch ihren Dienst quittiert hatte.

Den Termin beim Seelenklempner hatte ich nur mit Müh´ und Not bekommen, aber als der Fahrer ihm meinen unschmeichelhaften Zustand geschildert und hinzugefügt hatte, ich sei wirklich total plemplem, hatte es irgendwie funktioniert.

Als ich vor der Praxis aus dem Wagen stieg, blockierten die Bremsen einer vorbeifahrenden Tram, und Funken sprühten an den stromführenden Oberleitungen.

Aus dem Augenwinkel konnte ich sehen, wie die Fahrgäste durcheinander gewirbelt wurden. Schmerzenslaute drangen an mein Ohr, dann das blecherne Krachen, als mehrere Autos in den Wagon hinein fuhren. Ich hatte die Straßenbahn doch gar nicht berührt!

Stopp, was war das überhaupt für ein Gedanke?

Wieso implizierte ich, dass dieser Zufall etwas mit mir zu tun haben

könnte?

Plemplem.

Ich betrat die Praxis.

Während ich versuchte, dem Doktor mein Problem zu schildern, erlosch nicht nur die komplette Beleuchtung des Gebäudes, auch alle Computer und Telefone gaben den Geist auf, was den Psychiater so sehr verunsicherte, dass er unser Gespräch kurzerhand abbrach und mich mit einem Termin in zwei Wochen vertröstete. Er habe jetzt ganz andere Probleme, das müsse ich einsehen.

Ich widersprach nicht. Es war ohnehin sinnlos. Unerklärlich. War ich denn verflucht? Wie in Trance lief ich durch die Stadt, und überall, wo ich entlang ging, versagte die Technik. Autos und weitere Straßenbahnen fuhren ineinander, Gebäude lagen urplötzlich schwarz und lichtlos da, mein zerstörerischer Radius schien sich zu vergrößern.

Was für ein alberner Gedanke, aber irgendwie auch entsetzlich!

Einige Stunden später stürzte ein Hubschrauber eines Fernsehteams, das den unheimlichen Vorkommnissen in der City auf den Grund gehen wollte, in ein Hochhaus, und erst der daraus entstandene Feuerball riss mich aus meinen wirren Gedanken.

In dem Moment, in dem ich auf die brennenden Gestalten des Piloten und der Reporter blickte, in dem sie gerade aus ihren Sitzen geschleudert wurden und nach unten fielen, akzeptierte ich es in vollem Umfang.

Ich musste raus aus der Stadt. Weg von aller Technik.

Ich drehte mich um, schaute auf all das Chaos, das ich verursachte. Brennende Häuser, herabstürzende Fahrstühle, Unfälle. Tote.

Gerade als ein Sattelschlepper nur fünf Meter rechts von mir einen Smart samt Insassen unter sich zermalmte, hörte ich eine Stimme, die etwas brüllte.

Ich drehte mich die entsprechende Richtung. Da stand eine Frau und zeigte mit dem Finger auf mich.

“He, du! Siehst du nicht, was du mit dir herumschleppst? Was du anrichtest? Wie kannst du dich mit denen zusammen unter Menschen wagen? Bist du völlig irre?“

Sie kreischte beinahe und sah unglaublich verrückt und wütend aus, mit ihrer verdreckten Kleidung und dem langen, verfilzten grauen Haar, aber das war mir egal. Im Moment war sie der einzige Mensch, der Notiz von mir nahm, und, oh Gott, ich brauchte Kontakt, ich brauchte Erdung, so sehr!

Ich ging auf sie zu, doch sie wich fast panisch vor mir zurück, aber nicht,

ohne weiter wütend auf mich einzubrüllen.

„Du hast die Affen im Nacken, bleib weg von mir! Wie konntest du sie nur hierher bringen? Siehst du sie denn nicht? Die verdammten Paviane zerbeißen alles! Sie sind wütend! Du hast sie wütend gemacht!“

Da sie rückwärtsging und sich offensichtlich nicht traute, mir den Rücken zuzudrehen, war ich schneller als sie und kam immer näher an sie heran.

„Was für Affen? Was für Affen meinst du?“ schrie ich zurück, tippte mir gegen die Schläfe „Welche Affen, du verdammte Irre, sag es mir!“

„Die Affen!“ Ihre aufgerissenen Augen schienen die Luft um mich herum abzutasten.

„Die Affen zerreißen alles! Es sind so viele! Sie machen alles kaputt! Siehst du nicht, wie sie toben? Kannst du sie nicht hören?“

Dann wurde ihr verwahrloster Körper von einem Wagen erfasst und weggeschleudert. Ich sah noch, wie sie gegen eine Hauswand prallte und mit verdrehten Gliedmaßen und blutigem Kopf daran herabfiel.

Affen?

Affen!

Aber, das war doch … unmöglich! Helix-Pharma, das Projekt Silkskin. Aber es war doch notwendig! Die Abteilung hatte es genehmigt!

Es dauerte noch viele Stunden, bis ich endgültig begriff, und es kostete noch viele Leben, denn die Affen ließen nicht nach in ihrem Zorn.

Und jetzt stehe ich auf dem Dach, ganz am Rand vom Helix-Pharma-Gebäude, dem ehemaligen Zentrum meines Lebens, dem Affengrab, schaue in die Tiefe, schaue auf die brennende Stadt und weiß genau, dass es nur einen Weg gibt, den Zorn der Tiere zu besänftigen.

Ein kleiner Schritt für mich, ein großer für den Rest der Welt. Nur dass sie niemals von meinem Opfer erfahren wird – und auch nicht von meinen Opfern.

Aber jetzt ist nicht die Zeit für Wehmut.

Es ist Zeit zu handeln.

Wiedergeburt
(Leonard Leech - Der Monsterfresser 1)

Er hatte die Banditen jetzt seit mehreren Wochen durch halb Alaska verfolgt. Beinahe jeden Tag war er auf eine niedergebrannte Farm, ein überfallenes Holzfällercamp oder tot am Wegrand zurückgelassene, fahrende Händler gestoßen. Die Truppe um Vincent Vargas hatte nicht die Angewohnheit Zeugen zurückzulassen.

Was Leonard Leech allerdings besondere Sorgen machte, war die Tatsache, dass immer öfter Stücke aus den Leichen herausgebissen worden waren, je weiter die Banditen und ihr Jäger die Zivilisation mit ihren Goldgräberstädten, Postkutschen und Saloons hinter sich zurückließen.

In seinem Job als Marshal, den er nach dem Bürgerkrieg angenommen hatte, war es seine Aufgabe, Kerle wie diesen Vargas zu jagen und ihnen Einhalt zu gebieten. Er hatte das schon viele Male erfolgreich getan und kein Problem damit. In gewisser Weise war es ehrlicher und ehrenhafter, als im Krieg für irgendeine Seite in die Schlacht zu ziehen und im Endeffekt nur für die sein Leben zu riskieren, die ohnehin schon alles hatten.

Er spuckte aus.

Solche Banditen wie die, hinter denen er jetzt her war, hatte er allerdings noch nicht gesehen. Hatten sie anfangs ihre Opfer schlicht und einfach über den Haufen geschossen, sahen die Leichen, auf die er jetzt stieß, sehr viel übler aus.

Immer waren die Kehlen zerfetzt, die Gesichter zerbissen, die Bäuche aufgeschlitzt und die Eingeweide waren auf einen Umkreis von mehreren Metern verteilt worden.

Und dann, vor einer Woche, hatte er das erste Mal das Fehlen von Gliedmaßen bemerkt. Zunächst war es nur vereinzelt vorgekommen, mal hier ein Arm, oder dort ein Bein, aber inzwischen war Leech sich sicher, dass es sich bei den Banditen um Kannibalen handelte.

Ob sie ihn schon gesehen hatten? Für eine Sekunde starrte er zu dem schwarzen, zyklopischen Höhleneingang hinauf, zu dem er Vargas und seine Leute verfolgt hatte. Er beobachtete, wie sich seine Atemwolken nach einigen Metern auflösten, lauschte dem Schlag seines Herzens. Dann stieg er von seinem Pferd und sank sofort fußtief in den Schnee ein. Er ärgerte sich nicht darüber, denn der Schnee würde ihn nicht behindern. Leech war sich sicher, dass das Gefecht in der Höhle stattfinden würde.

Er überprüfte die beiden großkalibrigen, fünfschüssigen Revolver. Von seinem Sattel löste er die Winchester und den Kavalleriesäbel. In die Klinge war sein Name eingraviert und darunter das Wort *«Sergeant»*.

Er betätigte den Repetierhebel und lud eine Patrone in die Kammer. Dann begann er den Aufstieg.

Jetzt, als er es tatsächlich anging, wurde er sich bewusst, dass der Eingang der Höhle, den er von unten gesehen hatte, weiter entfernt war, als er zunächst angenommen hatte. Schritt für Schritt arbeitete er sich voran und hielt hin und wieder inne, um zu lauschen und nach oben zu spähen. Sie schienen keine Wachen aufgestellt zu haben. Sein Blick tastete über die unregelmäßig stehenden, winterkahlen Bäume, von rechts nach links und wieder zurück und blieb dann in der Mitte hängen.

Da war etwas. Irgendetwas passte nicht ins Bild. Er ging vorsichtig weiter, umrundete eine sterbende Birke, und dann sah er, was ihn stutzig gemacht hatte.

Zum einen war da der Pfad, der sich zur Höhle hinauf schlängelte. Die Fußspuren schienen, wenn Leech den aktuellen Schneefall mit einberechnete, erst wenige Stunden alt zu sein. Sie verrieten ihm ebenfalls, dass die Banditen ihre Pferde am Zügel geführt hatten, vermutlich um sicher zu gehen, dass die Tiere, die hier draußen fast so wertvoll waren wie ein Sack voll Goldnuggetts, sich beim Aufstieg nicht verletzten. Aber der Pfad und die Spuren waren nicht das eigentlich Aufmerksamkeitserregende.

Das, was Leechs Aufmerksamkeit erregt hatte, befand sich einmal links und noch einmal rechts neben dem Beginn des Pfades.

Die Gebilde waren zwei Mann hoch und sie bestanden zur Gänze aus Knochen. Leech war stehen geblieben, als er erkannt hatte, vor was er da stand. Er drehte sich einmal komplett um die eigene Achse und beäugte seine Umgebung konzentriert über den Lauf seiner Winchester. Als er sicher war,

dass er nach wie vor alleine und unbeobachtet war, ließ er die Waffe sinken und trat an eines der Gebilde hin.

Der Rumpf der bizarren Anordnung aus, komplett von Fleischresten befreiten, Gebeinen hatte annähernd Pyramidenform mit einer Grundfläche von etwa einem Quadratmeter und reichte Leech bis an die Schulter. Dann schloss sich eine Art Fahnenstange an, die der Mitte des Gebildes entwuchs. Von dieser zweigten einzelne Verästelungen ab, deren jeweilige Enden von aufgesteckten Schädeln markiert wurden.

Was Leech als Nächstes auffiel, war, dass es sich nicht ausschließlich um menschliche Gebeine handelte. Er konnte die Brustkörbe, Wirbelsäulen, Oberschenkel und Unterschenkel und weitere Schädel von Wölfen, Bären, Elchen, größeren Vögeln und anderem Getier ausmachen.

Nach unten hin, so verriet ihm der Verwitterungszustand der Gebeine, wurde diese älter. In Bodennähe waren die Knochen sogar schon derart verwittert, dass Leech spätestens jetzt sicher war, dass es nicht Vargas und seine Leute gewesen waren, die die morbiden Wegmarkierungen aufgestellt hatten. Aber wer dann? Indianer? Wie alt mochten sie sein?

Der linke Knochenturm bot einen ähnlichen Anblick. Der Marshal rieb sich die Augen. Wenn er zu genau hinsah und versuchte die Symmetrie der Gebilde, die einer merkwürdigen, ihm unbegreiflichen Gesetzmäßigkeit zu folgen schien, zu ergründen, überkam ihn ein leichter Schwindel.

Er schüttelte das ungute Gefühl ab, fasste seine Winchester fester und begann denn Aufstieg. Wie es die Eigenart natürlich entstandener Pfade war, so führte auch dieser auf dem einfachsten Weg zum Höhleneingang hinauf, wie ihn auch ein erfahrender Trapper nicht besser hätte wählen können. Elegant umrundete der Pfad Felsen und schnitt einen Bach an dessen schmalster Stelle, sodass Leech mit einem großen Schritt problemlos auf die andere Seite gelangen konnte.

Neben dem Verlauf des Pfades, der alle zehn Meter von weiteren der unheimlichen Knochentürme gesäumt war, galt Leechs Aufmerksamkeit den Spuren im Schnee zu seinen Füßen.

Bis jetzt hatte noch keiner von Vargas Männern den Pfad verlassen. Diese Tatsache beruhigte Leech. So war er sicher, dass ihm niemand in den Rücken fallen konnte. Dennoch verspürte er, vor allem in der Nähe der Knochentürme, den Drang sich umzudrehen. Einmal meinte er sogar,

knirschende Schritte im Schnee weiter unten zu vernehmen. Nachdem er mehrere Minuten lauschend und spähend abgewartet hatte, ob da tatsächlich jemand hinter ihm den Pfad entlang kam, gestand er sich ein, dass er wohl ein Opfer seiner eigenen Anspannung geworden war.

Er hatte den Pfad jetzt zu drei Vierteln erklommen. Er würde ihm noch einige Meter folgen und ihn dann verlassen. Er konnte sich nicht sicher sein, aber er nahm an, dass man das letzte Stück des Weges vom Höhleneingang aus überblicken konnte.

Es wäre ein jämmerlicher Tod, von einem der Banditen aus dem Dunkel der Höhle heraus abgeknallt zu werden wie ein Hund, ohne auch nur die geringste Chance gehabt zu haben, dass Feuer zu erwidern. Aber um so etwas zuzulassen war er zu sehr Veteran vieler Schlachten und Scharmützel.

Direkt neben einem, dem achtzehnten Knochenturm, den er gezählt hatte, verließ Leech den Pfad.

Er arbeitete sich vorsichtig voran. Der Schnee war hier, abseits des Pfades, etwas tiefer und bald schwitze er unter seinem schweren Reitermantel und dem Stetson. Er zwang sich, langsamer zu gehen, damit er kein Seitenstechen bekam und seine Atemzüge nicht zu laut werden würden.

Nach einer Viertelstunde hatte er sich auf die Höhe des Eingangs gebracht und näherte sich ihm vorsichtig von der Seite, unsichtbar für einen möglichen Wachtposten, zumindest, bis er den Lauf seiner Winchester herumschwenken und eintreten würde.

Als ihn noch fünf Meter von seinem Ziel trennten, pausierte er. Er streckte seinen schmerzenden Rücken durch, versuchte, seine Muskeln zu lockern. Der Eingang wurde von zwei weiteren der Knochentürme eingefasst, nur das diese noch größer und beeindruckender waren, als die, die er am Pfad gesehen hatte. Er hatte schon mehrere Male indianische Ritualplätze gesehen oder auch die Friedhöfe der Huronen, und jedes Mal war er von einer Art Respekt erfüllt gewesen, wie er ihn auf ähnliche Weise verspürte, wenn er eine Kirche betrat, und das, obwohl er seit den Erfahrungen die er im Krieg gemacht hatte, seinen Glauben verloren zu haben glaubte. Aber das hier löste keine Gefühle von Respekt oder gar Ehrfurcht aus.

Wenn er tief in sich selbst hineinhorchte, spürte er lediglich instinktiven Widerwillen, gewürzt mit einem Hauch von Furcht.

Als er sich, so gut es ging, gewappnet hatte, legte er die restliche Strecke

zügig, aber leise zurück.

Einmal mehr tasteten seine Augen über die verwitterten Knochen und einmal mehr musste er den Blick abwenden, als er zu schwanken begann.

Er schüttelte den Kopf um den Schwindel loszuwerden, zwang sich, sich zu erinnern, warum er hierher gekommen war. Verdammte Knochen!

Er duckte sich und bewegte sich vorsichtig an dem bizarren Totem vorbei. Irgendwie schien er dabei nicht richtig aufgepasst zu haben, denn etwas schnitt plötzlich direkt unterhalb seines Revolvers in seinen linken Oberschenkel. Als er an sich herunterschaute, sah er, dass die zersplitterte Spitze eines menschlichen Unterarmknochens etwas weiter aus dem Totem herausgeragt hatte als der Rest der Knochen. Ein paar Tropfen seines Blutes klebten daran und glitzerten rot im Licht der winterlichen Sonne.

Er fluchte leise. Es war eher ein Kratzer als eine Wunde, aber dennoch ärgerte er sich über seine Unachtsamkeit. Es brannte auch ein wenig, aber das spielte jetzt keine Rolle. Gleich würde er den Höhleneingang betreten, und dann würde es mit der Ruhe vorbei sein. Die Galgenvögel wollten sich in einem verdammten indianischen Friedhof verstecken? Sei´s drum, er würde sie trotzdem holen kommen. Er würde auch kommen, wenn sie sich in der Hölle selbst verstecken würden. Er wollte das Kopfgeld. Nun, um das zu erhalten, würde er seinen Stern ablegen müssen, allerdings war das kein Problem. Vargas und seine Männer waren im ganzen Land verhasst. Er würde das Geld einfach in irgendeiner Stadt kassieren, in der ihn niemand kannte, sich danach den Stern wieder an die Brust heften und nach Hause reiten um wieder der Marshal von einer elenden Kleinstadt im Nordwesten zu sein.

Das Kopfgeld war nicht der einzige Grund, aus dem er sich von nichts und niemandem davon abhalten lassen würde, die Männer zur Strecke zu bringen. Im Krieg hatte Gräuel und Barbarei zur Genüge kennengelernt, aber die Spur von Toten, die Vargas hinter sich her zog, musste einfach enden. Feindliche Soldaten und Indianer waren eine Sache.

Siedler, Händler und Goldgräber eine andere.

Er atmete tief ein, nahm sich die Zeit, bewusst auf den Geschmack der kalten Luft zu achten, sog sie in seine Lunge und stieß sie langsam wieder aus.

Der Lauf seiner Winchester schob sich, dicht gefolgt von seinem Kopf, um

den Knochenturm herum. Der Höhleneingang lag jetzt direkt vor ihm.

Er war unbewacht, soweit Leech das sehen konnte. Das Tageslicht reichte vielleicht vier oder fünf Meter in die Höhle hinein, dahinter schien es nur Schwärze zu geben. Die Pferde von Vargas´ Bande scheuten die Dunkelheit und versuchten sich, so gut die Lassos, mit denen sie an einem toten Baumstamm angebunden waren, es zuließen, im Tageslicht zu halten.

Eines der Pferde schien zu lahmen. Vermutlich war das der Grund, aus dem sie hier ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Alles zusammen waren es sechs Tiere.

Die Sättel hatte man abgenommen und auf dem Stamm platziert, die Satteltaschen und Decken fehlten.

Er verließ seine Deckung und betrat den, teilweise felsüberhangenen, weit wirkenden Bereich, an dessen Rückwand ein ungefähr drei Mann breiter Gang tiefer in den Berg hineinführte. Die Pferde schnaubten unruhig, aber sie konnten sein eigenes Tier an ihm wittern, und so hielten sich ihren Unmutsbekundungen in Grenzen.

Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Schwärze, in die er gleich eindringen würde. Er hatte geplant, sich einfach, einen seiner Revolver in der Hand, an der Wand entlang zu tasten bis er wieder Licht sehen konnte. Sie würden dort unten sicher nicht im Dunkeln beieinander sitzen. Dass er keine Fackel oder Lampe bei sich hatte, würde sich als Vorteil erweisen. So malte er es sich zumindest aus.

Er stellte sich vor, wie die verfluchten Kannibalen um ihr Feuer saßen, gänzlich ahnungslos.

Wenn es ihm gelänge unbemerkt, bis auf Schussweite, an sie heranzuschleichen, wäre es ihm ein Leichtes, drei oder vier von ihnen zu erledigen, bevor sie sein Mündungsfeuer entdecken und das Feuer erwidern würden.

Wie er so ins Dunkel starrte, wurde sein Plan zum ersten Mal vom Zufall durchkreuzt.

Weit hinten in der Schwärze tauchte ein, sich auf und ab bewegendes, Licht auf. Eine Lampe! Die Position der Lichtquelle verriet ihm, dass der Gang relativ steil nach unten führte und zwei Sekunden später hatte Leech registriert, dass sich der Träger der Lampe auf ihn zu bewegte.

Er huschte beiseite und sah sich nach einem Versteck um – aber es gab keines! Es blieb Leech nichts anderes übrig, als sich zwischen den Tieren zu

verbergen und zu versuchen den Halsabschneider mit dem Säbel zu erledigen, oder, weiter draußen, im Freien, abzuwarten bis sich der Mann wieder in die Höhle zurückziehen würde.

Auf keinen Fall wollte er Vargas jetzt schon durch Schüsse warnen. Aber Zeit wollte er ebenfalls nicht verlieren. Er mochte diesen Ort nicht.

Marshal Leech entschied sich für die erste Variante.

Zwischen den Tieren ging er in die Hocke.

Sein Gewehr legte er sachte auf den felsigen Boden, der, wie er erst jetzt sah, über und über mit winzigen, weißen Splittern übersät war.

Noch mehr Knochen.

Leech zog leise den Säbel und wartete ab. Er konnte warten, er hatte schon oft gewartet. Irgendwann hörte er Schritte.

Fünf Sekunden später war er sicher, dass es sich um nur *einen* Mann handelte.

Die Schritte kamen immer näher und jetzt konnte er die Beine des Mannes unter den Bäuchen der Pferde hindurch sehen. Der Bandit war stehen geblieben, scheinbar um die Lampe zu löschen, und kurz darauf verriet Leech ein leises, blechernes Geräusch, dass der Mann die Lampe auf einem Felsvorsprung abgestellt haben musste.

Was hatte der Kerl vor?

Pissen?

Wache halten?

Die Pferde füttern?

Es war Letzteres. Leise vor sich hin pfeifend, hängte er dem ersten Tier den Futtersack über den Kopf und redete beruhigend auf es ein. Er wartete einige wenige Minuten, dann nahm er den Sack ab und wiederholte die Prozedur beim nächsten Tier. Der Rappe, hinter dem Leech sich versteckte, wäre danach an der Reihe. Leech schlich um den Hinterleib des Tieres herum, das nervös mit dem Schweif zuckte. Ob das an ihm lag, oder ob nur die Vorfreude auf die, in Aussicht stehende, Mahlzeit ihren Ausdruck fand, konnte Leech nicht sagen.

Er spähte um die Flanke des Tieres herum, und wie er es sich gedacht hatte, schob sein Opfer den Kopf des Tieres, das er soeben versorgt hatte, beiseite und trat an das Tier heran, das Leech als Deckung diente.

Er konnte den Mann jetzt erkennen. Es war Boyd. Leech kannte seinen Steckbrief. Der Kerl war fast so schlimm wie Vargas selbst.

In dem Moment, in dem Boyd dem Tier den Futtersack überstreifte, tat

Leonard Leech zwei schnelle Schritte.

Boyds erschrockener Blick glitt über sein Gesicht.

Leech richtete sich auf.

Boyd begriff und tastete nach der Waffe an seiner Hüfte.

Leech holte aus.

In dem Moment, in dem sich Boyds Finger um den Revolvergriff schlossen, traf ihn die Säbelklinge an der Stirn, drang tief in den Schädelknochen ein und zog eine dunkelrote, leicht nach unten verlaufende, Linie quer über das Gesicht bis hin zu Boyds linkem Auge, das von der Klinge halb aus der Höhle gerissen wurde.

Er war sofort tot. Leech ließ den Kadaver liegen. Er konnte Boyds Taschen später noch ausräumen. Die Pferde zeigten sich glücklicherweise recht unbeeindruckt. Er säuberte die Säbelklinge an Boyds Hose, dann steckte er die Waffe in die Scheide zurück.

Den Futtersack nahm er dem Gaul gleich wieder weg und deponierte ihn außer Reichweite der Tiere auf dem Boden. Auf dem Rückweg in die Zivilisation konnte er die zusätzliche Nahrung gut für sein eigenes Pferd gebrauchen.

Er spähte in das Dunkel des Felsengangs, dann zu der Öllampe, die Boyd auf den Felsvorsprung gestellt hatte. Sie brannte nicht mehr. Er tastete in seinen Taschen herum, bis er seine Schwefelhölzer gefunden hatte. Gut. Jetzt war es zu früh, aber später würde er die Lampe vielleicht brauchen können. Er band sie mit einem Lederstreifen an seinem Gürtel fest.

Als er gerade in die Schwärze der Höhle eintauchen wollte, bemerkte er die Malereien. Indianische Jagdszenen, Strichmännchen mehr oder weniger, mit dunkelroter Farbe auf den Fels geschmiert.

Primitiv.

Was war das für eine Beute, der die Jäger auf dem Bild nachstellten? Fast war er versucht, die Lampe zu entzünden, um mehr Sehen zu können, aber dann hörte er ein Geräusch aus der Tiefe.

Er zog einen seiner Smith&Wesson-Revolver. Er hatte einen Büchsenmacher, Remo Harris, damit beauftragt, den Lauf und die Trommel so zu verändern, dass er größere Geschosse verwenden konnte, die er sich ebenfalls von Remo handfertigen ließ. So hatte er zwar nur fünf statt sechs Schuss, bevor er die Waffen nachladen musste, aber dafür konnte er ziemlich

sicher sein, dass ein Gegner, den er einmal – egal, an welcher Stelle des Körpers – getroffen hatte, nicht mehr in der Lage sein würde, zurückzuschießen.

Er spannte den Hahn und streckte die freie Hand zur Seite hin aus. Er hatte vorgehabt, mit den Fingerspitzen an der Felswand entlang zu streichen, während er in die Höhle hinabstieg, um nicht die Orientierung zu verlieren, aber als seine Fingerspitzen jetzt die Wand berührten, durchzuckte es ihn mit der heftigen Plötzlichkeit eines Blitzschlags.

Er sah etwas, aber nicht mit den Augen. Ein Tier. Keines, das er jemals zuvor gesehen hatte. Es waberte, schien auf merkwürdige Weise seine Gestalt zu verändern. Es ... *sprach*, aber er konnte die Worte nicht verstehen.

Leonard Leech griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Was sollte das? Das Bild des merkwürdigen Tieres verblasste langsam, aber es veränderte sich immer noch. Er sah einen Hauch von Adlerschwingen, die im Dunkel vor ihm langsam verblassten.

Dann war es weg.

Leech schlug sich die Hände vors Gesicht. Seine Rechte hielt nach wie vor den Revolver. Das kalte Metall der Waffe an seiner Wange beruhigte ihn. Die Finger der anderen Hand waren rot an den Fingerspitzen und feucht.

Er säuberte die Finger am Ärmel seiner Jacke, atmete tief durch und schüttelte das Bild ab. Dann endlich begann er einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Nach einigen Minuten hielt er an. Da war das Geräusch von vorhin wieder. Und jetzt, da er näher herangekommen war, konnte er es auch identifizieren.

Es war ein Husten.

Leech ging weiter, sich des bald kommenden Feindkontaktes bewusst und noch vorsichtiger als ohnehin schon.

Dann nahm er die Helligkeit wahr, zuerst nur ein schwächliches Schimmern, dann war es hell genug und Leech konnte erkennen, dass der Gang eine Biegung machte. Wieder diese Husten. Er ging weiter, und dann sah er sie.

Es waren zwei von ihnen. Leech kannte sie nicht und Vargas war nicht dabei. Sie saßen um ein kleines Feuer. Beide hatten ihre Gesichter dem Gang, den er gerade herunter kam, zugewandt.

Der Linke, das war der, der hustete, drehte sich gerade eine Zigarette. Sein Gewehr lag zu seinen Füßen, ein wenig zu nahe am Feuer, wenn es nach

Leech ging. Der rechte hockte vornübergebeugt auf seinem Sattel und seiner Finger spielten mit der Trommel des Colt, den er lässig in Händen hielt.

Der würde Leechs erstes Ziel sein. Während er über Kimme und Korn den Kopf des Mannes, er war der Ältere der beiden, ins Visier nahm, war er sich bewusste, dass der Überraschungsvorteil, den er momentan genoss, mit dem ersten Schuss verwirkt sein würde. Allerdings sah er keine Möglichkeit, die beiden Banditen lautlos zu erledigen. Zu dumm, dass sie sich aufgeteilt hatten.

Er hielt die Luft an, korrigierte den Lauf um wenige Millimeter und drückte den Abzug.

Zeitgleich mit dem, in der Stille der Höhle, wahnsinnig laut wirkenden Knall erschien ein pennygroßer, roter Punkt mitten auf der Stirn des Revolverhelden und hinter ihm, auf der anderen Seite seines Kopfes, stieb eine Wolke aus Blut, Knochensplittern und weißlicher Hirnmasse auf.

Einzelne Spritzer trafen das erschrockene Gesicht des Rauchers. Er ließ die Zigarette, die er soeben fertiggestellt hatte, fallen, starrte in Leechs Richtung, dahin, woher der Schuss gekommen war, der seinen Kameraden getötet hatte.

Er griff nach seinem Gewehr, vielmehr wollte er danach greifen, denn Leechs zweite Kugel riss ihm die Hand zur Hälfte ab und heulte dann als Querschläger davon. Der Raucher schrie wie ein Tier, und die Höhle warf seine Schreie vielfach zurück.

Eine Kugel ins Herz ließ ihn verstummen.

Von tiefer in der Höhle wurde gerufen. Sie wollten wissen, was passiert war. Natürlich. Leech ließ die Trommel seiner Waffe heraus gleiten und ersetzte die leeren Patronen durch volle.

Ohne die Worte verstehen zu können, identifizierte er Vargas´ Stimme. Zehn oder zwanzig oder dreißig Atemzüge verbrachte er damit, zu lauschen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Keine Schritte. Sie würden nicht kommen, um nachzusehen. Stattdessen würden sie sich eingraben. Wie Dachse in ihrem Bau, die warteten, bis der Hund kommt, um sie zu holen.

In diesem Fall machte es ihm nichts aus ein Hund zu sein.

Sie hatten es verdient.

Er sah, was die beiden an einem geschnitzten Spieß neben ihrem Feuer liegen hatten. Es war der Oberschenkel eines Menschen, eines Mannes, der Behaarung nach zu schließen. Der abgenagte Unterschenkelknochen lag

etwas abseits.

Leech schlich auf das Feuer und die Leichen zu, so tief geduckt, dass er gerade so noch nicht auf allen vieren ging. Die Brust des Rauchers war ein nass-roter Krater, der Kopf des anderen war auf der Rückseite nur noch eine breiige Masse, was es so aussehen ließ, als würde der Schädel zur Hälfte im Höhlenboden versinken, so wie der Mann auf dem Rücken lag.

Leech betrachtete den Oberschenkel, der bereit lag, um gebraten zu werden.

Im Bereich der Leiste und oberhalb des Knies fransig abgetrennt. Armes Schwein.

Er hoffte, dass der Mann schon tot gewesen war, als man ihm das angetan hatte.

Er schob sich noch etwas näher heran. Im Tod sahen sie jung aus, die Kannibalen. Die Mörder. Er nahm ihre Waffen an sich. Das Gewehr lehnte er gegen die Höhlenwand, den Revolver steckte er in die Tasche seines Mantels, nachdem er sich vergewissert hatte, dass die Trommel komplett geladen war.

Sein Blick glitt über das Feuer. Es war nicht besonders groß, eigentlich nicht geeignet um den Oberschenkel zu braten. Er blieb an den Flammen hängen. In der Tiefe der Glut nahm er wieder das Tier wahr. Im einen Moment hatte es den Kopf eines Bären, im anderen den Kopf eines Wolfes, es schlug mit seinen Adlerschwingen, stieg empor und löste sich dann in den, nach oben steigenden, Funken des Feuers auf.

Jäger!

Was war nur mit ihm los? Er schüttelte den Eindruck ab, den Mund, der etwas zu ihm zu sagen schien, das er nicht verstand, den seltsamen Kiefer, der mal mit Bärenzähnen, mal mit denen eines Wolfes und mal mit denen eines Menschen ausgestattet zu sein schien.

Es wäre verlockend gewesen, jetzt und hier, diesen bizarren Bildern nachzuhängen, sich in ihnen zu verlieren, aber er hatte etwas zu erledigen.

Er hatte in den letzten Tagen nichts mehr zu trinken bekommen. Das musste es sein. Der Fusel fehlte ihm nicht direkt, aber sein Körper schien sich zu sehr an das gemütlich Marshal-Dasein gewöhnt zu haben, das er seit Kriegsende geführt hatte.

Sie hatten ihm gesagt, es sei eine Belohnung. Er hatte gedacht, es sei ein Gefängnis.

War der Wärter nicht immer eben so sehr gefangen, wie die, die er

bewachte?

Einmal mehr fuhr er sich mit den Händen über sein Gesicht und hinterließ einen verschmierten, roten Streifen, der, von der Stirn aus, über sein linkes Auge verlief und sich auf der stoppeligen Wange verlor.

Das Licht des Feuers verriet ihm, dass die Höhlenwände, hier, wo die beiden Wachen Posten bezogen hatten, ebenfalls über und über mit den merkwürdigen Zeichnungen bedeckt waren, die er am Eingang begutachtet hatte.

Der Gang führte ihn weiter nach unten, und bald sah er sich wieder von Dunkelheit umschlossen. Einmal erschrak er, als er in ein Spinnennetz hineinlief und ein vibrierendes Krabbeln spüren konnte, das sich über die klebrigen Fäden auf sein Gesicht übertrug. Er stieß Luft aus, konnte aber gerade noch verhindern, dass sich sein Schreck in einem Aufschrei entlud.

Zwanzig Schritte weiter unten konnte er sie hören, ihr verschwörerisches, angespanntes Flüstern, das Rascheln ihrer Kleidung, die Steinchen und winzigen Knochensplitter, die sie über den Felsboden schoben, wenn sie ihre Position veränderten. Er sah sie vor sich, wie sie ihre Waffen in die Dunkelheit richteten, angespannt, bereit auf alles zu feuern, was die Schwärze ihnen entgegenspucken würde.

Die flatternden, schwachen Echos, das die leisen, merkwürdig gedämpft klingenden, Geräusche erzeugten, reichten aus, um ihn wissen zu lassen, dass es kein Gang mehr war, in dem sie auf ihn warteten, sondern eine Art Raum. Sicher war das der Ort, an dem sie schliefen und er musste sehr nahe dran sein. Er konnte das Feuer bereits riechen.

Er verstand nicht, warum er kein Licht sehen konnte, bis er den schweren Stoff des Vorhanges ertasten konnte, den sie im Gang angebracht hatten.

Kaum hatte er das Material, er nahm an, dass es sich um Tierhäute handelte, berührt und dadurch in Schwingung versetzt, feuerten sie mit allem, was sie hatten.

Als über ihm das erste Loch erschien und ein feiner Lichtstrahl die Schwärze durchschnitt, warf er sich auf den Boden und wartete ab. Querschläger prallten von der Höhlendecke ab, erzeugten Funken und verschwanden surrend hinter Leech in der Dunkelheit.

Er wartete auf die Pause, die zwangsläufig folgen würde, wenn sie ihre Waffen nachladen mussten, und während er wartete, erschienen immer mehr

Löcher und mit ihnen gespenstische Lichtstrahlen, die nach ihm zu greifen schienen und die die Flugbahnen der Kugeln anzeigten. Die Löcher waren alle im oberen Drittel des Sichtschutzes, und abgesehen davon, dass er für die neu entstandene Helligkeit dankbar war, sagte ihm diese Tatsache, dass Vargas und seine übrigen Männer, sich vermutlich etwas unter ihm befinden mussten.

Leech robbte an den Vorhang heran und spähte durch eines der niedrigeren Einschusslöcher. Sie hatten sich hinter ihr Feuer zurückgezogen und verteilt. Ihr Lagerplatz befand sich in einer Art Senke und der Abhang, der dort hinab führte, war nicht besonders steil. Als Ersten erkannte er Vargas selbst. Der Dreckskerl hatte hinter einem Felsen Deckung gesucht und spähte zu ihm herauf, während er Patronen in seinen Henrystutzen lud.

Ein weiterer Bandit, McDonald, wenn Leech sich nicht irrte, lag hinter seinem Sattel auf dem Bauch und zielte mit einem zugekniffenen Auge ebenfalls in Richtung Vorhang. Den Dritten konnte er nicht sehen.

Er würde sie schon aufscheuchen. Er steckte seinen Smith&Wesson-Special zurück ins Holster und holte den Colt hervor, den er erbeutet hatte. Er verbarg seine Hände in seinem Mantel, als er den Hahn spannte. Sie sollten es nicht hören. Dann feuerte er die Waffe durch den Vorhang hindurch leer. Drei der, lediglich grob gezielten, Kugeln prallten heulend von dem Felsen ab, hinter dem Vargas sich verbarg. Zwei weitere verfehlten McDonald um wenige Zoll und die letzte durchschlug seinen rechten Stiefel mitsamt dem Fuß.

Die schrillen Schreie des Mannes erfüllten die Höhle.

Leech ließ die leere Waffe fallen.

Der Vorhang wurde beiseite gerissen.

Vargas gab von weiter hinten einen Schuss ab.

Leechs Hand legte sich auf den Griff seiner Waffen.

Direkt vor ihm tauchte der dritte Mann auf.

Der, den er nicht hatte sehen können.

Compton!

Die Kugel, die Vargas auf Leech abgefeuert hatte, traf die Höhlenwand links von ihm. Steinsplitter zerschnitten Leechs Gesicht, und in dem Augenblick, in dem Compton zu schießen begann, fiel er nach hinten. Er registrierte die Kugeln nicht, die über ihn hinweg pfiffen.

Sein Auge, sein verdammtes, linkes Auge. Ein Splitter hatte es getroffen. Sein unverletztes Auge begann nun ebenfalls zu tränen, und durch diesen

Schleier sah Leech, wie Compton, dessen Schüsse ihn allesamt verfehlt hatten, ein Bowiemesser aus dem Gürtel zerrte und sich auf ihn stürzen wollte.

Vor dem verletzten Auge des Marshals tanzten die Echos der unheimlichen Wandmalereien, während er nach hinten wegkroch und panisch versuchte, einen seiner Smith&Wessons zu ziehen. Compton stieß einen tierischen Kriegsschrei aus und kam ihm mit blanker Klinge nach.

Keine Sekunde zu früh gelang es Leech, die Waffe zu ziehen und zu feuern. Die großkalibrige Kugel traf Compton in den Hals. Der bullige Mann erstarrte in der Bewegung, sein Kopf kippte auf die Seite, so wie ein Baum fällt, in dem man ihn an einer Seite einkerbt.

Sein Antlitz drückte milde Verwunderung aus und seine Augen suchten die von Leech. Dann explodierte sein Gesicht, als die zweite Kugel zuerst den Kieferknochen, dann den Gaumen und schließlich seinen Schädel zerfetzte. Leech sah das Messer zu Boden fallen, dann folgte die Leiche von Compton der Schwerkraft und kippte nach vorne über.

Das, was noch von seinem Kopf übrig war, landete nur wenige Zentimeter neben Leechs blutigem, tränennassem Gesicht, und der Gestank von Comptons offenem Schädel und verbrannten Haaren drang in seine Nase.

Als der Marshal sich umständlich aufsetzte, und dann zur Gänze aufstand, versuchte er, nicht in die immer größer werdende Blutlache zu fassen. Es gelang ihm nicht. Er wollte mit Comptons Blut an den Händen nicht nach seinem Auge tasten, das nach wie vor tränte und höllisch schmerzte.

Die Tränen seines rechten Auges allerdings, versiegten allmählich. Leech registrierte, dass Comptons Attacke ihn mehrere Meter zurück in den Gang getrieben hatte, sodass er Vargas und McDonald nicht mehr sehen konnte, obwohl Compton den Vorhang herunter gerissen hatte.

Die Schreie von McDonald allerdings konnte er immer noch hören. Trotz der Schmerzen und der Angst, die er wegen seines verletzten Auges litt, stahl sich ein schadenfrohes Lächeln auf Leechs Gesicht, als er sich vorstellte, wie der Fuß im Reitstiefel des Mannes wohl aussehen mochte, nach dem er Bekanntschaft mit der Kugel gemacht hatte.

Leech lehnte sich mit dem Rücken gegen den kalten Fels und ersetzte die beiden Patronen, die er gerade auf Compton abgefeuert hatte, durch neue. Dann zog er auch seinen zweiten Revolver. Es war an der Zeit, es zu Ende zu bringen.

Er schritt voran. Beinahe hatte er wieder den Anfang des Abhangs erreicht, der in die Senke hinabführte, als sein verletztes Auge zu Pochen, nein zu pulsieren begann. Er spürte eine sanfte, irgendwie neugierige Berührung in seinem Kopf. Nein, nicht in seinem Kopf. Auch nicht in seinem Gehirn - es war seine *Seele*, die abgetastet wurde!

Schicht für Schicht frei gelegt, begutachtet. Wieder hatte er das Bild des vielgesichtigen Tieres vor Augen, und als es zu den tieferen Schichten seiner Seele vordrang, zu den Schichten, die er vor anderen geheim hielt, und dann zu den Schichten, die er sogar vor sich selbst verschlossen hatte, begann das Tier die Barrieren mit seinen Bärentatzen auseinanderzureißen, zu zertrümmern, aufzuschlitzen, damit es sehen konnte, was darunter lag.

Der Schmerz in seinem Kopf war unbeschreiblich, steigerte sich ins Unermessliche bis er ihn hinweg trug, in die Dunkelheit riss und er Schmerz und beinahe orgasmische Ekstase nicht mehr von einander unterscheiden konnte.

Nur ein Wort blieb in seinem Geist zurück, hallte aus der Ferne wieder und sein Echo wurde von den Wänden der Höhle millionenfach zurückgeworfen.

Das Wort lautete: Jäger.

Es fraß sich in sein Gehirn. Dann nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Boden, nahe des Lagerfeuers und alles, was er erkennen konnte, war ein Paar schäbiger Stiefel. Es dauerte einen Moment, bis er begriff, dass er zusammengebrochen war und dass Vargas ihn gefesselt hatte. Als er seinen Kopf drehte, sah er, dass McDonald, der zu schreien aufgehört hatte, ebenfalls an seinen Sattel gelehnt, am Feuer saß und damit beschäftigt war, seinen zerfetzten Fuß mit einem Messer, wie auch Compton eines bei sich gehabt hatte, aus dem Stiefel zu schneiden.

Als er bemerkte, wie Leech wieder zu sich kam, schenkte er ihm ein diabolisches Grinsen, bevor er seinem Anführer einen schnellen Blick zuwarf und sich dann wieder seinem Fuß widmete.

Vargas schnippte zweimal schnell hintereinander mit den Fingern, um

Leechs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

"Marshal Leech! Wir haben sie mehrere Tage hinter uns vermutet! Was für eine Überraschung sie uns bereitet haben! Bravo! Bravo! Bravo!"

Er klatschte höhnisch die Handflächen zusammen.

"Wirklich zu schade, dass Sie diesen kleinen … Schwächeanfall hatten. Für mich und McDonald hier ist das natürlich nicht ganz so schade. Wir hätten uns ohnehin bald nach Nahrung umsehen müssen."

Er kniete sich jetzt so vor Leech, dass dieser nichts mehr sehen konnte außer Vargas´ verdrecktes Gesicht, die schmutzigen, spitz zulaufenden Zähnen und die vereinzelt sprießenden Haare auf der mehrfach gebrochenen Nase.

"Aber das da ..." , er schnippte mit dem Zeigefinger in Richtung von Leechs linkem Auge, und erst als sein Finger sein Ziel traf, wurde Marshal bewusst, dass es nicht nur ein kleiner Splitter war, der da aus seinem Auge ragte und als dann der Schmerz kam und ihm beinahe erneut das Bewusstsein raubte, begriff er, das, was immer in seinem Auge steckte, mehrere Zentimeter lang sein musste und dass es gerade eben weiter in ihn hineingetrieben worden war.

"Oh, Marshal, entschuldigen Sie! Hat das weh getan? Wissen Sie, für Sie mag das unangenehm sein, aber ich ... ich mag den Geschmack von Schmerzen. Er verleiht dem Fleisch eine ganz besondere Würze. Marshal? Marshal, bleiben Sie bei mir".

Leech glitt davon.

Das Tier rief nach ihm.

Es lockte.

Strich mit dem Rücken seiner klauenbewehrten Pfoten sanft über seinen Kopf, und schließlich auch über sein Auge.

Der Schmerz verging.

Das Tier schien zu lachen.

Wieder sah Leech Vargas Gesicht vor sich. Der Mund bewegte sich, erzählte von der Lust, mit den eigenen Zähnen lebendiges Fleisch zu zerreißen, das warme Blut die Kehle herunter rinnen zu spüren, die Essenz, die Seele der Beute in sich aufzunehmen, in sich weiterleben zu spüren. Vargas Augen begannen zu leuchten, zu glimmen und mit jedem Wort, das aus seinem Mund kam, schien er sich etwas mehr zu verändern.

Seine Hände wuchsen, es sprossen borstige Haare an Stellen, an denen vorher keine gewesen waren. Auch in seinem Gesicht pulsierte die Haut, die Knochen schienen sich zu verschieben, seine Zähne wuchsen ebenfalls, wurden rasiermesserscharf. Besonders die Eckzähne. Alles an Vargas verformte sich, aber Leech hatte nicht das Gefühl, dass es falsch war, oder unnatürlich. Je länger er wie gebannt auf das Antlitz seines Feindes starrte, entsetzt und fasziniert zugleich, desto mehr kam es Leech vor, als würde die Bestie lediglich eine Maske abstreifen und jetzt, im Schutz der Höhle und vom flackernden Feuer angeleuchtet, ihre wahre Gestalt offenbaren. Die Gestalt eines Wolfes.

Mann-Wolf.

Werwolf.

Leech kannte die Geschichten, er erinnerte sich an die Erzählungen seiner Großmutter, die Geschichten, die er und seine Brüder füreinander erfunden und sich leise zugeflüstert hatten, wenn sie eigentlich hätten schlafen sollen.

"Es ist alles wahr!", flüsterte er mit seinen rissigen Lippen.

Vargas Wolfsgesicht lächelte, knurrte bestätigend.

Dann schlug er seine Zähne in Leechs Körper.

Leech spürte wie sein Fleisch aufriss, wie sein Blut zu fließen begann, aber das war es nicht, das ihn mit Entsetzen lähmte, das ihn unbarmherzig umklammerte, das nach ihm Griff und sein Innerstes aufzufressen begann.

Vargas Bosheit, sein Hunger, seine Lust am Töten drangen mit jedem Stück Fleisch, das der Werwolf aus seinem Körper riss, tiefer in Leechs Seele. Nach dem dritten Biss konnte er spüren, welche Lust Vargas empfand, während er ihn zerkaute, zerfetzte und verschlang. Nach dem sechsten Biss freute er sich auf den Nächsten, war mit Vargas im Todesrausch vereint, sie waren zwei Seiten einer einzigen Münze.

Und gerade als Leech sich in sein Schicksal fügen wollte, war ihm, als höre er das Schlagen großer Schwingen und dann war da das seltsame Tier, das den Wolf von ihm zurückdrängte. Immer wenn der Wolf es zu fassen bekam, veränderte es seine Gestalt, war im einen Moment ebenfalls ein Wolf, dann wieder ein Adler, dann ein Bär und im nächsten Moment eine Schlage, die ihre giftigen Zähne in den Hals des Wolfes schlug.

Der Kampf der Bestien schien ewig anzuhalten und Leechs Kopf wollte explodieren. Ihr Fauchen, Knurren und Kreischen dröhnte in seinen Ohren, während sie sich in ihm bekriegten. Während sie um sein Leben rangen.

Und um seine Seele.

Dann tat das Gift der Schlange endlich seine Wirkung. Der Werwolf taumelte, die Schlange wurde zu einem Bären, der den Unterkiefer des Werwolfes wie einen trockenen Zweig zerbiss und den Feind mit einem mächtigen Ruck seines Kopfes in die Weite von Leechs Geist schleuderte. Aber bevor Vargas endgültig die Flucht ergriff, riss er mit seinen Krallen eine tiefe Kerbe in die Substanz, die Leech ausmachte, eine Kluft, die niemals wieder heilen würde.

Die Bestie verschwand in der Ferne und nur das Tier mit den Adlerschwingen war noch da. Es sah auf Leech herab, weder gut noch böse, schaute einfach nur auf ihn herab, und es dauerte eine weitere Ewigkeit, bis es damit fertig war. Leech schaute zurück, und irgendwann begriff er, wie alt dieses Wesen sein musste.

Älter als der Mensch, so alt wie die Erde, die Sonne und der Mond. Und er begriff, dass es nicht nur schaute, sondern dass es ihm etwas gab. Er fühlte, wie sich die Wunden seines Körpers schlossen, wie ihn neue Energie durchflutete und wie ihn Wissen durchdrang, Wissen um die alten Wesen, Wissen um die Zyklen der Welten, wissen um Geburt und Tod. Und als er all das begriffen hatte, drehte das Tier seinen Kopf, schaute zu der Wunde, die der Werwolf in Leechs Seele hinterlassen hatte und Leech erkannte das Bedauern in den Augen des Tieres. Dann schlug es einige Male mit seinen Flügeln, und das Wissen, das es ihm gegeben hatte, wurde davon gewirbelt in die Tiefen seines Geistes, nur verstreut, seinem bewussten Zugriff entzogen, aber nicht verloren.

Dann war das Tier nicht mehr da. Es dauerte eine dritte Ewigkeit, bis Leech so viel von dem verwirbelten Wissen zusammengetragen hatte, wie er konnte und nicht mehr in der Lage war noch mehr zu finden. Dann ertrug er es nicht mehr, in seiner eigenen Seele alleine zu sein, und kehrte in seinen Körper zurück.

Drei Wochen später befand er sich in einem Hotelzimmer in Dawson City. Auf dem Bett vor ihm lagen mehrere Pakete. Alles Sonderanfertigungen, die

er in Auftrag gegeben hatte. Von den Waffen, über die Kleidung, bis hin zur Augenklappe und dem Hut.

Als er in der Höhle wieder zu sich gekommen war, waren Vargas und McDonald verschwunden und seine Fesseln gelöst gewesen. Er war panisch hochgeschreckt, und erst, als er stand und auch begriffen hatte, dass er tatsächlich stehen konnte, dass er noch am Leben war, hatte er ängstlich an sich hinab gesehen.

Seine Kleidung war zerfetzt und blutgetränkt gewesen, dort wo der Werwolf ihn gebissen hatte, aber als er vorsichtig tastete, konnte er feststellen, dass die Haut darunter unversehrt war. Er hatte solchen Hunger gehabt.

Obwohl es noch gar nicht so lange her war, erinnerte sich Leech mit einer Art peinlichem Vergnügen daran, wie er sich die Kleider vom Leib gerissen hatte, damit er auch ganz genau sehen konnte, dass ihm nicht die Eingeweide aus der Bauchdecke hingen. Nackt hatte er vor dem Feuer gekniet und die Wärme genossen, hatte seine verblutete Kleidung nicht mehr tragen wollen, hatte gefühlt, das er ihr entwachsen war. Er war jetzt kein Soldat mehr, kein Marshal und auch kein Kopfgeldjäger.

Vorsichtig waren seine Finger über sein Gesicht gewandert. Auch das, was in seinem Auge gesteckt hatte, war verschwunden. Er war noch sehr lange so da gesessen, und erst als er bereit gewesen war, die Höhle zu verlassen, und das Feuer schon lange nicht mehr brannte, war ihm bewusst geworden, dass er trotz der Dunkelheit noch sehen konnte.

Er hatte an diesem Tag zu viel Unerklärliches erlebt um sich darüber zu wundern. Und sein Hunger war zu groß gewesen.

Merkwürdigerweise hatten die beiden Leichen, die um den Vorhang aus Tierhäuten, in den er sich gehüllt hatte, verteilt lagen, seinen Appetit nicht geweckt. Erst als er zu den Pferden gekommen war und Boyds toten Körper vor sich hatte liegen sehen, hatte er nicht mehr an sich halten können und seine Zähne in das kalte, tote Fleisch geschlagen. Inzwischen wusste er, dass auch Boyd ein Werwolf gewesen war.

Die Erinnerung an diesen kostbaren Augenblick ließ ihn lächeln. Er trat vor den Spiegel und pinselte Rasierschaum in sein Gesicht. Er sah jetzt jünger aus, deutlich jünger und sein linkes Auge war das eines Wolfes.

Es erlaubte ihm sie zu sehen. Sie zu sehen wie sie wirklich waren. Die Werwölfe, die Vampire, die Hexen - sie alle waren ihm jetzt nicht mehr verborgen. Er wusste nun, wie er seinen neuen Hunger stillen konnte.

Die Menschen freilich hatten Angst, wenn sie sein Wolfsauge sahen, daher hatte er die Augenklappe anfertigen lassen. Und all die anderen Dinge, die ihm seine zukünftigen Jagden erleichtern würden.

Er kleidete sich an. Er hatte dunkle Farben gewählt, denn er würde in Zukunft hauptsächlich nachts reiten. Und er hatte sich für Leder entschieden, denn er genoss den animalischen Geruch, den die Häute verströmten.

Unten im Saloon saß Vargas und spielte Karten. Gestern hatte er, nahe der Stadtgrenze, zwei Viehtreiber gefressen. Wo McDonald war, wusste Leech nicht, aber da Vargas´Truppe nicht ausschließlich aus Werwölfen bestanden hatte, nahm er an, dass die menschlichen Mitglieder den anderen mehr oder weniger als Notration gedient hatten. Der Kerl hatte ohnehin gelahmt.

Leech gürtete seine Revolver um und hängte die Scheide seines Säbels am Gürtel ein. Dann setzte er seinen Stetson auf und verließ zuerst sein Zimmer durch die Tür und dann das Etablissement durch den Hintereingang. Wenn Vargas mit Kartenspielen fertig war, würde er sich wieder auf die Jagd begeben.

Nur wusste Vargas nicht, dass er selbst in dieser Nacht die Beute sein würde. Leech betrat den angebauten Stall. Der Junge, der sich um die Tiere kümmerte, brachte ihm sein Pferd, nachdem er damit fertig war, staunend auf die Augenklappe zu schielen.

Vargas jagte nicht in der Stadt selbst, dazu war er zu schlau, meistens zumindest, und Leech hatte seine üblichen Routen und Verstecke bereit ausgekundschaftet. Er saß auf. Sein Magen knurrte, und er genoss das Ziehen in seinen Eingeweiden. Tief sog er die Nachtluft in seine Lungen, sah hoch zum Mond, dann trabte er los.

Bald hatte er die Stadtgrenzen passiert, und schob sich die Augenklappe in die Stirn. Jetzt war es für ihn nicht mehr dunkel, alles lag offen und hell vor ihm. Leech wartete und labte sich an dem, was seine geschärften Sinne ihm zeigten. Er sah, wie kleineres Getier vor ihm davon huschte, sah zu, wie eine große Eule eine Ratte schlug, und dann sah er Vargas auf sich zu reiten, auf kerzengeradem Weg aus der Stadt heraus.

Er saß ab, gab seinem Pferd einen Klaps. Er tat das nur noch aus Gewohnheit, denn er hatte heraus gefunden, dass er den Tieren seine Befehle auch übermitteln konnte, in dem er sie auf eine bestimmte Art und Weise dachte. Er verbesserte sich. Er befahl seinem Pferd nicht mehr, er visualisierte seine Wünsche. Die tapfere und gleichzeitig gutmütige Seele des Tieres verstand, was er von ihr wollte, und das Tier trottete davon und blieb etwa einhundert Schritt entfernt wieder stehen, um auf ihn zu warten.

Vargas war nun schon deutlich näher gekommen, und Leech war sich sicher, dass er ihn mit seinem Raubtiersinnen bereits entdeckt hatte. Allerdings nahm er an, dass der Werwolf seine Duftsignatur nicht wiedererkannte. Er war jetzt ein anderer.

Leech baute sich auf, beide Hände auf seine Revolver gelegt und sah ihm entgegen. Nach zehn Sekunden konnte Leech Vargas´ Gesicht erkennen. Er spannte die Hähne seiner Waffen und zog.

Vargas hatte diese Geste, diese Herausforderung, schon oft gesehen und er kannte nur eine einzige Art darauf zu Antworten.

Der Werwolf begann seine Verwandlung und trieb gleichzeitig sein Pferd zum Galopp an.

Sie rasten mit mörderischer Geschwindigkeit direkt auf Leech zu. Der Wolfmann und sein bösartiger Gaul, sie würden ihn in den Staub trampeln, wenn er nichts dagegen unternahm.

Die Erde vibrierte unter den Hufen des schweren Pferdes, als Leech seine Arme hob und mit beiden Waffen zu feuern begann. Alle, bis auf eine Kugel, trafen ihr Ziel. Vargas wurde aus dem Sattel geschleudert, sein Oberkörper und sein Wolfskopf eine blutige Masse, dann brach das reiterlose Pferd in vollem Lauf zusammen, überschlug sich und kam weniger als einen Meter vor Leechs Stiefelspitzen zum Liegen. Es lebte noch, und Leech beendete seine Qualen mit dem Säbel.

Durch die Staubwolke hindurch umrundete er das tote Tier und ging zu Vargas hinüber, der fünfzehn Fuß weiter hinten auf dem Rücken lag. Der verwundete Werwolf hatte sich halb aufgesetzt, auf die Ellenbogen gestützt und starrte mit, vor Wut und Angst, geweiteten Augen in Leechs Gesicht.

"Du?"

Leech nickte nur und ließ Vargas zusehen, wie er den Revolver in seiner

Linken ins Holster zurücksteckte und anschließen die Trommel des anderen mit einer wedelnden Bewegung seiner rechten Hand herausklappte. Während die Patronenhülsen zu Boden fielen, beobachtete Leech, wie sich die Wunden im Körper des Werwolfes langsam wieder schlossen. Sein Körper drückte langsam das Blei aus sich heraus, aber es blieb ihm noch genug Zeit.

Gemächlich, sodass Vargas seine Bewegungen genau verfolgen konnte, holte er eine einzelne Silberkugel aus der aufgenähten Tasche seines Hemdes. Er hielt sie vor das haarige Gesicht des Werwolfes.

"Nein!"

Vargas begann sich zu winden und vor ihm wegzukriechen, aber Leech kniete sich schwer auf seinen gewölbten, von starken Muskeln besetzten, aber für den Moment noch hoffnungslos zerschossen Brustkorb.

Er hörte eine Rippe brechen, dann lud er die Silberkugel in den Revolver.

Vargas hörte zu Zappeln auf, als sich das, vom Schießen noch warme, Metall des Laufs gegen seine Stirn presste.

Leech lächelte kalt.

"Heute bin ich der Jäger."

Dann drückte er ab.

Während der sterbende Werwolf sich in seine menschliche Gestalt zurückverwandelte, kam Leechs eigenes Pferd wieder angetrabt.

Leech entnahm seinen Satteltaschen einige leere, dickwandige Lederbeutel, die am oberen Ende mehrfach zusammengezogen und verschnürt werden konnten. Er zerteilte die Leiche methodisch, beinahe schon fachmännisch mit seinem Säbel, und wo er nicht durch Knorpel oder Knochen hindurchschneiden konnte, benutzte er ein Fleischerbeil, das er zu diesem Zweck erworben hatte. Er verteilte das Fleisch auf seine Beutel, nur Vargas linken Unterarm ließ er noch liegen, bis er alles am Sattel festgezurrt und die Reste, zusammen mit dem Kopf des Werwolfs vergraben hatte.

Dann nahm er das köstliche Fleisch an sich, saß auf und ließ sein Pferd langsam in Richtung Stadt traben, während er kaute.

Er hatte viel gelernt, und er wusste, dass er noch viel mehr lernen musste.

Er war jetzt ein anderer.

Er war Leonard Leech, der Monsterfresser.

Die Schlangenkönigin
(Leonard Leech - Der Monsterfresser 2)

Leonard Leech sah aus dem Fenster im zweiten Stock seines Etablissements. Der „*Wilde Eber*“ war eine Mischung aus Saloon, Hotel und Freudenhaus, und er gehörte Leech, seit er ihn vor eineinhalb Jahren einem Wendigo abgenommen hatte. In den letzten fünf Jahren seit Alaska war viel geschehen, und er war des Jagens etwas müde geworden.

Versonnen erinnerte er sich an die erste Zeit damals. Er hatte viel gelernt, viel durchlitten und viel, nein, sehr viel gejagt. Mit Vargas´ Fleisch hatte er seinen Hunger für knapp drei Wochen im Zaum halten können. Inzwischen konnte er es besser. Heute reichte ihm ein ausgewachsener Werwolf fast die doppelte Zeit. Er mochte die Jagd, aber sie hatte ihn gezwungen, ständig unterwegs zu sein und die Gelegenheiten, bei denen er mehr als ein Opfer in ein und derselben Stadt gefunden hatte, waren äußerst selten. Das hier war viel besser. Das Städtchen Plainview lag an der Hauptroute nach Westen und es gab einen beständigen Strom von Abenteurern, Verzweifelten und anderen Reisenden, die hier vorbeigespült wurden und nicht wenige machten bei ihm Station, um eine Nacht in einem richtigen Bett zu schlafen. Mindestens einmal in der Woche war eine Bestie unter ihnen.

Bestien - so nannte er seine Beute in Ermangelung eines besseren Oberbegriffs. Es waren Werwölfe, Vampire, andere Tier-Menschen, Banshees, Sukuben und einmal war es sogar ein Dämon.

Bis jetzt hatten sie immer zu spät bemerkt, dass er anders war, waren sich der Gefahr erst bewusst geworden, wenn er seine Augenklappe beiseite streifte, damit er sicher sein konnte, dass er wirklich eine Bestie vor sich hatte.

Sein Wolfsauge ließ ihn nicht nur im Dunkeln sehen, nein, es zeigte ihm auch die wahre Gestalt der Bestien, die Gestalt, die normale Menschen nicht mit Augen sehen konnten.

Es war ein Art Schlaraffenland. Er musste nur Abend für Abend auf der

Balustrade stehen und den Saloon überblicken. Hatte er einen Verdacht, schob er wie beiläufig, als ob es jucken würde, die Klappe beiseite und überzeugte sich. Und nachts, wenn sein Schlachtvieh bierselig schnarchte oder selbst auf der Jagd war, schlug er zu.

Der Vorratsraum im Keller verfügte über eine Geheimtür und dahinter befand sich sein privater Vorrat an Werwolf-Filet, Vampirschenkeln, Sukubusbrüsten und anderem Bestienfleisch. Zu seinem Glück war dieses Bestienfleisch um ein Vielfaches haltbarer als anderes, aber dennoch hatte er einige Fässer mit stark riechenden Gewürzen erstanden und ließ sie offen in seinem geheimen Kellerraum stehen, um den Verwesungsgeruch zu kaschieren.

Manchmal besuchte ihn das vielgesichtige Tier in seinen Träumen, meistens bei Voll- oder Halbmond, aber es wollte nichts von ihm, schien lediglich nach ihm zu sehen und zog sich dann wieder dahin zurück, wohin auch immer es gehörte.

Es war ihm in der ganzen Zeit nicht gelungen, seiner habhaft zu werden, es in einen Dialog zu zwingen. Zu fremd war ihm dieses Wesen. Bei einigen Gelegenheiten schien es ihm wohlgesonnen, bei anderen schien es sich über ihn lustig zu machen und bei wieder anderen war es offenkundig verärgert. Wenn das der Fall war, wachte er am nächsten Morgen mit teuflischen Kopfschmerzen auf und war für die nächsten zwei Tage ungenießbar. Das musste dann vor allem sein Personal ausbaden. Das also war sein neues Leben als Arbeitgeber, als Gastronom, als Zuhälter und Barkeeper.

Nachdem er Vargas damals erledigt und gefressen hatte, hatte er versucht, in die kleine Stadt zurückzukehren, in der er das Amt des Marshals innegehabt hatte. Es hatte nicht funktioniert. Er war im Morgengrauen dort angekommen, müde von der Reise und in einem elenden Zustand. Die wenigen Menschen, die um diese Zeit schon auf den Straßen unterwegs gewesen waren, hatten ihn entweder nicht wiedererkannt, oder, noch schlimmer, waren entsetzt und sich bekreuzigend vor ihm zurückgewichen.

Er sah jetzt nicht nur deutlich jünger aus als zuvor, nein, der Indianergeist hatte ihm so viel Lebenskraft eingehaucht, dass er sich auch deutlich jünger fühlte. Die Leute vertrugen so etwas nicht besonders gut.

Eine andere Erklärung hatte er nicht, und als er das endlich begriffen hatte, war er weiter nach Westen geritten, wie so viele andere auch, dorthin, wo ihn niemand kannte, und hatte von Neuem angefangen, sich eine Existenz

aufzubauen. Den einzigen Kontakt zu seinem alten Leben stellte der Büchsenmacher Remo Harris dar. Seine Brüder und den Rest seiner Familie hatte Leech bereits im Bürgerkrieg verloren.

Das Einkommen, das ihm seine Geschäfte momentan bescherten, floss zu einem großen Teil in die Hände des Büchsenmachers, der ihn im Gegenzug mit allem versorgte, was Leech bei ihm in Auftrag gab. Und das, ohne Fragen zu stellen. Silberne Kugeln, Hartholzgeschosse, Kompositklingen, die aus allen ihm bekannten Materialien bestanden, die für das Töten von Bestien nützlich waren. All das schickte Remo ihm in mehrfach eingeschnürten Paketen mit der Postkutsche. Leech hatte ein ganzes Arsenal mit Sonderanfertigungen an den Wänden seiner Privatgemächer aufgehängt.

Nein, eigentlich konnte es nicht mehr besser werden. Er hatte alles, was er brauchte, und so lange der Strom der Siedler und Abenteurer, die nach Westen zogen, nicht abriss, bekam er sein Essen frei Haus. Um nicht aufzufallen, aß er manchmal auch normale Speisen in der Öffentlichkeit, aber sie ekelten ihn und stillten seinen Hunger nicht.

Nicht wirklich.

Sein neuer Hunger brannte heißer als jede Lust, die er bis dahin gekannt hatte und er war sehr viel zerstörerischer. Einmal, in der Anfangszeit, als er für längere Zeit keine Bestie hatte auftreiben können, hatte er sich durch eine komplette kleine Rinderherde gebissen - die beiden Cowboys, die sie beaufsichtigt hatten, eingeschlossen.

Er war über und über blutverschmiert zu sich gekommen, sein Bauch aufs Bizarrste geschwollen, und er hatte sich hundeelend gefühlt. Er war irgendwie satt gewesen, bis oben hin angefüllt mit Fleisch und Blut und Knochen, aber der Hunger war immer noch da gewesen. Glücklicherweise war bald ein Banshee des Weges gekommen, das dieses Gemetzel auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Aber seitdem legte er sich Vorräte an, plante akribisch und arbeitete wie besessen an seiner Selbstkontrolle.

Er hatte Menschen getötet in seinem Wahn.

So etwas durfte ihm nicht noch einmal passieren.

Nun allerdings, nachdem er sich genug an seinen neuen Kräften, seiner neuen Jugend und an seinem neuen Leben berauscht hatte, brauchte er mehr.

Es fehlte ihm der Sinn, der Zweck abseits des reinen Überlebens. Als Soldat hatte er für die Ideale, oder besser die wirtschaftlichen Interessen

anderer gekämpft, als Marshal hatte er Verbrecher gejagt. Jetzt jagte er Bestien, aber nicht für ein übergeordnetes Ziel, und sei es noch so fadenscheinig, sondern weil er sie fraß. Einfach nur auffraß.

Sie fressen musste.

Sein momentanes Handeln glich dem eines Tieres, dachte er, eines schlauen Tieres zwar, aber dennoch, es fehlte ihm etwas.

Er hatte schon unzählige Briefe an die Miskatonic Universität in Arkham geschrieben, bat um Abschriften der dort unter Verschluss gehaltenen Werke und das hatte einen Grund. Er hatte alles über Monster, Geister, Exorzismen, Mystik und Okkultismus gelesen, was er auf normalem Wege hatte erwerben können, aber auch wenn einige seiner Bücher etwas Licht in seine beträchtlichen Wissenslücken hatten werfen können, blieben so viele seiner Fragen unbeantwortet. Obwohl er die Summen, die er zur Deckung der Unkosten zu zahlen bereit war, mit jedem Schreiben erhöhte, hatte er bislang keine Antwort erhalten.

Er musste mehr erfahren, über diese geheimnisvolle zweite Welt, die sich ihm aufgetan hatte, oder besser, in die er geworfen worden war. Die schlecht beleumundete Universität stand in dem Ruf, sich besonders mit der Erforschung des Übernatürlichen zu befassen und die, teilweise völlig absurden, Geschichten, die man von dort hörte, hatten ihn gepackt. Denn auch wenn er nicht alles nachvollziehen konnte, was von dort berichtet wurde, so erkannte er doch hier und da Parallelen zu seinen eigenen Erfahrungen.

In gewisser Weise konnte er den Oberen der Universität nicht verübeln, dass sie nichts mit ihm zu tun haben wollten, denn über Ursachen seines Interesses am Okkulten hatte er sich in seinen Briefen nicht ausgelassen.

Was, wenn er eigene Studien anstellen würde? Würden sie ihn ernst nehmen, ihm Zugang gewähren, wenn er ihnen neues Material liefern würde?

Er war nie gläubig gewesen, aber im Grunde hat er doch auf gedankenlose, kindliche Art an die Geschichten der Bibel geglaubt, und jetzt hatte er gelernt, dass es noch einen zweiten, oder zumindest einen verborgenen Teil der Schöpfung gab, der keinen Platz in der Bibel gefunden hatte.

Was wussten diese Wesen, all die Werwölfe, Vampire, Goblins, Gouhle, Kobolde, sie alle, was wussten sie über ihre eigene Herkunft?

Über den Zweck ihrer Existenz?

Zugegeben, er hatte sich bisher niemals die Mühe gemacht, mehr Worte mit einem seiner Opfer zu wechseln als nötig.

Das sollte er nach Möglichkeit ändern.

Er überschaute das Treiben unter sich. Heute hatte sich keine Bestie in seinen Saloon verirrt. Vielleicht sollte er spazieren gehen. Er wand sich durch die Trinker, die Spieler und die abgerissenen Tagelöhner hindurch, nickte diesem oder jenem zu, dann trat er durch die hölzernen Schwingtüren nach draußen, auf die Straßen von Plainview.

Er sah sich um. Die staubige Hauptstraße war leer. Das enttäuschte ihn einerseits, aber andererseits konnte er zufrieden sein, weil scheinbar jeder, den es nach Einbruch der Dunkelheit nach draußen trieb, seine hart verdienten Dollars in seinem Saloon ließ. Er vergewisserte sich noch einmal, dass er auch wirklich unbeobachtet war, dann schob er seine Augenklappe beiseite und alle Schatten wichen, alle dunklen Winkel spien ihm ihre Geheimnisse entgegen und das fahle Mondlicht kam ihm beinahe unangenehm hell vor.

Nichts. Es zog ihn in keine bestimmte Richtung und so ließ er sich treiben. Einhundert Meter weiter stoben ein paar Ratten auf, als sie seine Aura wahrnahmen.

Es war frustrierend. Er zündete sich einen Zigarillo an, wedelte das Streichholz aus und starrte versonnen zum Mond hinauf, während er einen Fuß vor den anderen setzte.

Als er den Zigarillo im Straßendreck ausgetreten hatte, bemerkte Leech, dass er am Stadtrand angekommen war, dort, wo ein schäbiger, halbhoher Lattenzaun die Welt der Lebenden von der Welt der Toten trennte. Der Friedhof von Plainview lud weder zum Flanieren, noch zum andächtigen Trauern ein. Es war ein pragmatischer Ort, an dem nur wenige der mit einfachen Kreuzen aus Holz, das man zu nichts anderem mehr hatte verwenden können, markierten Gräber so etwas wie Pflege erfuhren.

Dafür war er ziemlich groß.

Leech setzte über den Zaun. Bei den neueren Gräbern konnte er noch ein wenig Lebensstrahlung ausmachen. Es war so ähnlich, wie ein vor einem halben Tag heruntergebranntes Feuer, das immer noch ein wenig sterbende Wärme abstrahlte.

Manchmal beobachtete er hier ein paar arme Schlucker, die sich als Grabräuber versuchten und amüsierte sich über die abergläubische Angst, mit der sie ihrem Handwerk nachgingen.Sollten sie ruhig, die Toten kümmerte es

nicht.

In dieser Nacht war keiner hier.

Leech setzte seinen Weg fort und ließ eine Grabreihe nach der anderen hinter sich. Bald kam die kleine Kapelle in Sicht. Sie war ebenso zweckorientiert und roh wie der Rest der Anlage, aus grob behauenen Brettern und Balken gebaut und weder besonders würdevoll noch sakral.

Leech konnte das Knirschen und Knarzen des Glockenseils hören, das im kühlen Nachtwind hin- und her schwang.

Gerade wollte er sich einen neuen Zigarillo anzünden und dann seinen Weg zur Kapelle fortsetzen, als er etwas - es befand sich östlich der Kapelle, am Rande seines Sichtfelds - wahrnahm.

Er drehte seinen Kopf, um es genauer sehen zu können. Eine menschliche Aura. Er starrte noch einige Sekunden lang, um zu sehen, ob sich noch anderen Auren dazu gesellen würden, aber als das nicht geschah und er halbwegs sicher sein konnte, es nur mit einem einzigen Lebewesen zu tun zu haben, korrigierte er seinen Kurs und schritt langsam auf die unverhoffte Abwechslung zu.

Auf halber Strecke konnte er wahrnehmen, dass etwas mit der Aura nicht stimmte. Sie schien schwächer zu werden und hatte sich in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal bewegt. Als er die verbleibende Strecke erneut halbiert hatte, konnte Leech sehen, dass der Verletzte oder besser: der Sterbende ein Mann war, und direkt danach fiel ihm auf, was ihm eigentlich sofort hätte auffallen sollen.

Der Mann lag völlig im Dunkeln. Keine Lampe, keine Fackel, keine Kerze hinter Glas.

Entweder war er von Leuten mit Lampen, Fackeln oder Kerzen hier zurückgelassen worden, oder er war vor Sonnenuntergang hierher gelangt und einfach an Ort und Stelle liegen geblieben.

Als Leonard Leech weit genug herangekommen war, konnte er sehen, dass es sich um einen Schwarzen handelte. Seit der Süden den Bürgerkrieg verloren hatte, zogen viele ehemalige Sklaven in Sippenverbänden durchs Land und versuchten einen Ort zu finden, an dem sie dem Land ihr eigenes bisschen Glück abtrotzen konnten. Die meisten allerdings taten jetzt immer noch genau dasselbe, was sie auch vor dem Krieg getan hatten.

Sie arbeiteten sich für die Weißen kaputt. Diesen Mann hatte Leech in der Stadt noch nicht gesehen und auch er hatte Leech noch nicht wahrgenommen. Er starrte stattdessen mit weit aufgerissenen Augen in den Himmel, atmete

unregelmäßig und sein Mund formte schwache, tonlose Worte, deren Bedeutung Leech nicht entschlüsseln konnte.

Der Schwarze war irgendwo in den Vierzigern und er blutete aus mehreren ausgefransten Schnittwunden, die über den kompletten Oberkörper, hauptsächlich aber über die Brust und die Arme, verteilt waren. Das war entweder ein sehr rostiges und sehr stumpfes Messer gewesen – oder die Klauen einer Bestie.

Verärgertes Genörgel begrüßte Leech von der anderen Seite der Eingangstür zu Dr. Jenkins´ Haus, dann flog die Tür auf und Jenkis unterbrach seine Schimpftirade augenblicklich, als er sah, was Leech ihm da brachte. Eine Minute später lag der Schwarze auf der unbequem aussehenden Behandlungsliege. Der Doktor schnitt ihm das zerfetzte Hemd vom massigen Oberkörper und seine Frau Martha fachte das Herdfeuer an, um Wasser abzukochen. Leech, der sein Wolfsauge wieder hinter seiner Augenklappe verborgen hatte, erzählte, wie er den Mann gefunden hatte und ignorierte Jenkis´ Blick, der eindeutig fragte, was zur Hölle Leech mitten in der Nacht auf dem Friedhof zu suchen gehabt hatte.

Als Jenkins das bereits teilweise verkrustete, Blut soweit abgewaschen hatte, dass man die Wunden genauer betrachten konnte, erstarb das Gespräch. Jenkins, der schon während des Waschvorgangs immer wieder innegehalten und die Stirn gerunzelt hatte, schaute zu Leech hinüber.

"So was schon mal gesehen?"

"Nein", log Leech. Der Verletzte, der schon gänzlich bewusstlos geworden war, während Leech ihn hierher getragen hatte, flatterte mit den Augenlidern, als Jenkins mit dem Zeigefinger in eine besonders hässlich aussehende Wunde bohrte.

"Keine der Wunden ist besonders tief, außer der hier. Wenn er Glück hat, wird sich die Niere erholen. Vorausgesetzt, er lebt lange genug. Er hat viel Blut verloren."

Leech nickte nur. Das war ihm schon aufgefallen.

"Sie sollten den Sheriff informieren, Mister Leech. Wer immer das war, ist ein verdammtes Monster."

Leech tat so, als würde er einen Moment lang überlegen. Der Sheriff war ein schrecklicher Wichtigtuer und hatte seine Hände tief in den Taschen der örtlichen Großgrundbesitzer, vor allem in denen von Reginald Burns.

"Das hat Zeit bis morgen, Doc. Erstmal muss das arme Schwein am Leben bleiben."

Jenkins willigte ein.

Nachdem er die oberflächlicheren Wunden vernäht hatte, breitete Jenkins eine Decke über seinen Patienten und wollte Leech hinauskomplimentieren. Leech schmetterte diesen Versuch ab, indem er ihm einige Dollar für seine Mühen neben den Herd legte und argumentierte, dass es nur gut und richtig sei, wenn er es war, der bei dem Verletzten Wache hielt. Schließlich war er es auch, der ihn gefunden hatte.

Jenkins wollte zuerst widersprechen, dann schaute er auf die Banknoten und beschloss, dass der Saloonbetreiber Recht hatte. Auch ein Arzt, der ohnehin meistens nur mit Nahrungsmitteln oder Dienstleistungen bezahlt wurde, musste sehen, wie er zurechtkam.

Jenkins folgte seiner Frau, die sich bereits zurückgezogen hatte, als das Wasser zu kochen begonnen hatte.

Zwei Stunden später war Leech sich sicher, dass die beiden schliefen. Er erhob sich von dem unbequemen Stuhl, auf dem er gewartet hatte und trat an die Behandlungsliege heran.

Die Augen des Schwarzen rollten unter den Lidern, aber seine Atemzüge schienen ruhiger geworden zu sein.

Der Monsterfresser entblößte sein Wolfsauge. Die Aura des Mannes hatte sich stabilisiert, war aber immer noch schwach. Aus der Wunde über der Niere ging die meiste Lebenskraft verloren. Sie waberte schwer und träge daraus hervor, stieg einen Meter weit auf und ging wieder ein, in den ewigen Kreislauf.

So wie der Rauch, der entsteht, wenn man feuchtes Holz verbrennt.

Er legte die rechte Hand auf die Wunde. Er durfte es nicht übertreiben, das würde den Doktor vor ein Rätsel stellen. Leech schloss die Augen, und ein-zwei Sekunden lang geschah garnichts, aber dann konnte er die grüne Wärme spüren, die von seiner Hand ausging und in die Wunde kroch. Für zehn weitere Sekunden ließ Leech seine Hand an Ort und Stelle, dann trat er zurück und überprüfte sein Werk. Aus dieser Wunde würde kein Leben mehr entweichen. Er wischte sich die Schweißperlen von der Stirn.

Der klaffende Spalt existierte noch, aber als tief konnte man ihn nicht mehr

bezeichnen. Der Doc würde sich wundern, aber nicht genug, um wirklichen Argwohn zu entwickeln.

Leonard Leech weckte den Unglücklichen.

In der folgenden Nacht war er wieder auf dem Friedhof und hielt Ausschau. Der Mann war für kurze Zeit wieder zu sich gekommen und lag immer noch bei Doktor Jenkins. Es ging ihm schon etwas besser. Das hatte Leech in Erfahrung gebracht, als er auf seinem Weg zum Friedhof noch einmal dort vorbeigeschaut hatte. Morgen würde der Verletzte in Leechs Hotel umziehen und mit dem Beantworten von Fragen für seinen Aufenthalt bezahlen. Sein Name war Samuel und entgegen Leechs ursprünglicher Annahme war er kein befreiter oder entflohener Sklave, sondern war erst nach Ende des Krieges als Bediensteter eines britischen Geschäftsmannes in Amerika angekommen und hatte sich alsbald selbstständig gemacht.

Leech hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich jede Station auf dem Weg des Mannes zu merken, aber zuletzt war er auf der Iron-Tree-Ranch als Hilfskraft in Arbeit gewesen. Irgendwann hatte er von der Plackerei genug gehabt und war mit seinem Maultier losmarschiert und gestern am Rande von Plainview angekommen. So weit, so gut. Dumm war nur, dass er kaum brauchbare Erinnerungen an das hatte, was ihm widerfahren war. Eines jedoch war sicher. Den Friedhof hatte er völlig unversehrt in den frühen Abendstunden des gestrigen Tages erreicht, folglich mussten ihm die Verletzungen dort zugefügt worden sein und genau deswegen war Leech heute Nacht hier vor der Kapelle. Deswegen und um sich nach dem Maultier des Mannes umzusehen. Eventuell war das Tier geflohen, als der Angriff auf den Mann stattgefunden hatte, aber vielleicht gab es auch eine andere, eine unerfreulichere Erklärung dafür, dass er nirgendwo einen Hinweis auf den Verbleib des Viehs gefunden hatte.

Als Leech an dem Ort östlich der Kapelle ankam, an dem er den Verletzten gefunden hatte, unterzog er die nähere Umgebung einer akribischen Untersuchung. Keine Spur eines Maultieres war zu entdecken und auch der Kampf, in dessen Verlauf sich Samuel seine Verletzungen zugezogen hatte,

war anhand der Fußspuren nicht zu rekonstruieren, da der Untergrund schlicht und einfach zu trocken war. Aber dafür stachen dem Monsterfresser einige, bereits eingetrocknete und vom allgegenwärtigen Staub teilweise überdeckte Blutspuren in sein Wolfsauge.

Leech begann die Spur zu verfolgen und vor seinem geistigen Auge zeichneten sich alsbald die Geschehnisse ab, die zu Samuels Verletzungen geführt hatten.

Die Spuren führten ihn in einem chaotischen Zickzack durch die Reihen der Gräber. Es war definitiv eine Flucht, in deren Verlauf sich die Zahl von Samuels Verletzungen stetig erhöht hatte, und Leech rekonstruierte sie rückwärts was bedeutete, dass die Häufigkeit, mit der er auf Blutspuren traf, stetig abnahm.

An einigen Punkten schien Samuel stehengeblieben zu sein und dann plötzlich die Richtung gewechselt zu haben, was auf merkwürdige Weise die Tatsache erklärte, dass sich die meisten der schrecklichen Wunden an der Brust und den Armen des Mannes befanden, und nicht etwa am Rücken, wie man es eigentlich vermuten würde. Samuel war wiederholt der Weg abgeschnitten worden. Leonard Leech hielt inne und betrachtete die örtlichen Begebenheiten. Was auch immer für den Angriff verantwortlich war, es musste wahnsinnig schnell sein, um immer wieder direkt vor dem Fliehenden auftauchen zu können.

Er setzte seine Spurensuche fort, und nach zwei weiteren Stationen versiegte die Blutspur. Folglich musst dort, wo Leech sich jetzt befand, der erste Angriff stattgefunden haben. Er drehte sich langsam um die eigene Achse. Er war etwas weniger als zehn Meter von der Rückseite der Kapelle entfernt und ein paar Schritte rechts von ihm befand sich ein frisches Grab, neben dem man in weiser Voraussicht schon zwei weitere Gruben ausgehoben hatte.

Er warf einen langen Blick auf das Grab, dann auf die leeren Gräber daneben. Nein, es war kein Ghoul und auch kein anderes Wesen, das sich von den Toten nährte, hier gewesen.

Er wandte sich ab.

Als er die Kapelle zur Hälfte umrundet hatte, stutzte er. Die hölzerne Flügeltür stand auf einer Seite einen Spalt weit offen.

Leech zog seine Revolver und schlich sich heran. Kurz bevor er den offenen Türflügel mit dem Fuß zur Gänze öffnete, spannte er mit einem Klicken die Hähne der Waffen. Sein Jägerblick offenbarte ihm, was die

Dunkelheit zu verbergen suchte.

Die Kapelle war leer.

Leer, abgesehen von einem Maultier und Reverend Starling.

Beide waren tot. Das Maultier hatte es bis kurz vor den Altar geschafft, die Leiche des Reverend war mit den eigenen Eingeweiden an das einfache Holzkreuz gebunden worden, das die Kapelle beherrschte. Leechs Stiefelabsätze trafen schwer auf die Holzdielen, als er auf das morbide Stillleben zuging.

Je näher er herankam, desto stärker wurde der Gestank. Mit jedem Schritt suchte sein Wolfsauge die Kapelle nach möglichen Gefahren ab und obwohl er keine Spur, nicht den Hauch von Leben sehen konnte, fühlte er sich doch beobachtet.

Das war neu.

Das Maultier ließ er zunächst unbeachtet und widmete sich dem Reverend. Leech hatte den Mann nie leiden können aber was er offensichtlich hatte durchleiden müssen - das hatte weder er noch sonst jemand verdient. Wenn schon Samuel übel zugerichtet gewesen war, dann hatte es Starling um ein Zehnfaches schlimmer erwischt. Die Schnittwunden überall am Körper ließen allerdings keinen Zweifel daran, dass der Reverend vom selben Angreifer getötet worden war, der auch für die Verletzungen von Samuel verantwortlich sein musste.

Sie verliefen kreuz und quer über den im Tode eingefallenen und seiner Därme beraubten Leib - genau so bösartig und zerfranst, wie es die Wunden des Schwarzen waren. Die Augen von Reverend Starling waren weit aufgerissen und wider die Decke gerichtet, der Kiefer stand weit offen und der kahl werdende Kopf war von den Schnittwunden an vielen Stellen bis auf den Schädelknochen gehäutet.

Leonard Leech wollte sich gerade dem Maultier zuwenden, als die Leiche des Reverend sich bewegte.

Unter der toten Haut begann es zu brodeln und überall am Körper pulsierten die Schnitte. Die Glieder des Priesters schienen ein Eigenleben zu entwickeln und sich ihren Fesseln entwinden zu wollen. Leech schoss aus jeder Waffe zwei Kugeln ab und jeweils eine Eisenholz und eine Silberkugel trafen Brust und Schädel. Die Wucht, mit der die Kugeln in ihr Ziel einschlugen und von der sie durch den untoten Körper hindurch getrieben wurden, löste die Arme vollends aus den Darmschlingen und mit einem

unbeschreiblich widerlichen Geräusch fiel der Körper zu Boden.

Leech konnte hören, wie eines der geschundenen Beine brach.

Der Monsterfresser war einige Schritte rückwärts gehastet, um Abstand zwischen sich und sein Ziel zu bringen und starrte nun über seine Waffen hinweg auf das bizarre Schauspiel.

Es brodelte immer noch innerhalb des Leichnams, aber Leech wurde enttäuscht. Der tote Priester war mit dem Gesicht nach unten auf dem Maultierkadaver gelandet und Leech hatte erwartet, dass der Tote sich, von widernatürlichen Kräften gesteuert, aufrichten und zum Angriff übergehen würde – doch das geschah nicht.

Nur dieses Pulsieren und die Ahnung beobachtet zu werden.

Er wartete einige Sekunden ab, und als dann immer noch nichts geschah und das Pulsieren einfach nicht verebben wollte, trat er vorsichtig wieder etwas näher heran.

Gerade als er den Leichnam mit der Stiefelspitze berührte und sich anschickte, ihn auf den Rücken zu drehen, quollen sie hervor.

Aus den Wunden des Priesters und aus denen des Maultieres. Eine Flut aus sich windenden Leibern, ein Chor aus hohen, spitzen Schreien. Es mussten über einhundert der kleinen, schlangenähnlichen Wesen sein, die sich überraschend schnell auf ihn zubewegten. Ehe Leech reagieren konnte, hatte eine Handvoll ihn bereits erreicht, sie schlängelten sich an seinen Beinen entlang nach oben und begannen mit winzigen, rasiermesserscharfen Zähnen den groben Stoff seiner Hose zu zerbeißen um sich in ihn hineinzufressen.

Er feuerte reflexhaft. Seine Kugeln trieben das Knäuel auseinander, zerfetzten einige der Wesen und schlugen schlussendlich in die Leichen des Maultieres und des Priesters ein. Ein gutes Dutzend der Schlangen hatten seine Schüsse das Leben gekostet, aber das war lediglich der Tatsache geschuldet, dass sie sich anfangs so dicht gedrängt auf dem selben Fleck befunden hatten.

In der Sekunde, in der die erste seiner Kugeln eines der Wesen zerrissen hatte, war ein markerschütternder, animalischer Wutschrei erklungen. Leech ignorierte die schmerzhaften Bisse der Schlangenbrut und riss seinen Kopf nach oben, dem Ursprung des Schreis entgegen.

Sie schwebte von der Decke herab, ihr nackter, leichenblasser Leib war von Eiterbeulen und Geschwüren übersät, aber er erkannte sie dennoch. Das, was da schreiend und mit zu Klauen geformten Fingern auf ihn zukam, war die Haushälterin von Reverend Starling, Mary Barker. Oder zumindest war sie es

einmal gewesen. Ihre Schneidezähne liefen nadelspitz zu und wo einmal ihre Haare gewesen waren, wuchsen jetzt unzählige Schlangen aus ihrem Schädel, die in seine Richtung schnappten. Ein Gorgoneion.

Der Monsterfresser machte einen Satz rückwärts, und die Medusa landete genau dort, wo er sich noch einen Sekundenbruchteil zuvor befunden hatte. Sie schickte ihm ihre Wut und ihren Hass in einem telepathischen Schlag entgegen, der ihn einige weitere Schritte zurücktaumeln ließ.

Sie sprang auf ihn los, während er seine leergeschossenen Revolver fallen ließ und den Kavalleriesäbel zog. Gerade noch rechtzeitig gelang es ihm, den Stahl zwischen sich und das angreifende Biest zu bringen und einen gewaltigen Klauenhieb mit der flachen Klinge zu parieren. Für einige Sekunden stand er dem Biest, dessen Körper auf die doppelte Größe zu wachsen schien, während es ihn aus seinen Schlangenaugen taxierte, schwer atmend gegenüber.

Dann begann der Kampf.

Leech vergaß den Nachwuchs der Bestie, der sich in seine Beine hineinfraß, beinahe vollständig, während er damit beschäftigt war, den mächtigen Hieben zu entkommen. Die Medusa trieb ihn durch die ganze Kapelle und wo ihre Hiebe ihn verfehlten, zersplitterten sie Holzbänke, rissen tiefe Furchen in die Bodenplanken und öfter als einmal zerfetzten sie ihre eigene Brut, die ebenfalls begonnen hatte Leech zu verfolgen, was den Hass der Bestie auf den Eindringling ins Unermessliche wachsen ließ.

Mit Entsetzen beobachtete Leech, wie sich die wenigen Schnitte, die er dem Monster hatte zufügen können, rasch wieder schlossen. Der Säbel war nutzlos, seine Revolver lagen leer auf dem Boden der Kapelle – er musste weg hier, zurück zu seinem Hotel, dorthin wo er den Rest seiner Waffen aufbewahrte, wenn er auch nur den Hauch einer Chance haben wollte.

Er stolperte rückwärts, versuchte weiterhin den mit immer zerstörerischer Gewalt geführten Schlägen zu entkommen und sich gleichzeitig in Richtung Tür zu manövrieren.

Als gerade einen weiteren seiner nutzlosen Gegenangriffe geführt hatte und dachte, er hätte eine Sekunde um den Kopf zu drehen, damit er sehen konnte, wie weit er noch von der Tür entfernt war, erwischten ihn die Klauen der Medusa seitlich am Oberarm. Die vier parallel laufenden Schnitte ließen sein Blut augenblicklich fließen, sein Säbel entglitt ihm und blieb klappernd auf dem Boden liegen.

Das Biest setzte zischend zum Sprung an, warf ihn nieder und nagelte ihn mit den Klauen am Boden fest. Die hornigen Krallen drangen in sein Fleisch, tiefer und tiefer, und während die Medusa auf obszöne Weise ihren Unterleib an seinem Körper rieb und selbst dort Gift und Säure abzusondern schien, zerbissen die Schlangenmäuler, die ihrem Kopf entsprangen, Leechs Gesicht. Der Ekel und die Agonie des Monsterfressers vermischten sich mit unbeschreiblichen Schmerzen, während seine Fäuste hilflos auf die Seiten und den Rücken der Medusa einhämmerten. Er fühlte unendlichen Schmerz, fühlte, wie Schlangengift in sein Gewebe troff und begann, ihn von innen heraus zu zersetzen. Und als er sich gewahr wurde, dass die Brut der Medusa ihn nun ebenfalls erreichte und an ihm zu nagen begann, wollte er nur noch, dass es vorbei war und der Tod endlich auch zu ihm kam.

Er wollte nicht in den Tiefen seiner Seele nach den Heilkräften greifen, die irgendwo dort auf ihn warteten. Damit würde er doch nur sein Leiden verlängern und die marternde Umarmung der Bestie ins Unendliche verlängern, nur um am Ende doch den monströsen Kräften zu erliegen.

Er fiel tief und immer tiefer in die Schwärze, gab sich der bestialischen, bösartigen Lust des Wesens hin, bis er in der Unendlichkeit seines Geistes ein Licht sah. Ein schwaches Licht, aber es wurde immer heller und mit jeder neuen Wunde, die in seinen Leib gerissen wurde, kam es ein kleines Stückchen näher.

Und dann erkannte er, dass es ein panischer Gedanke der Fürsorge war.

Fürsorge.

Seine Fürsorge für den Schwarzen. Er hatte eine seiner Wunden geheilt. Eine von vielen Wunden, und in jeder dieser Wunden schlief eine tödliche Gefahr, schlief eine Schlange. Eine Gefahr für Samuel, eine Gefahr für den Doc und seine Frau und eine Gefahr, die am Ende vielleicht ganz Plainview ausrotten würde.

Sie würden schlüpfen!

Als sich diese Gedanken manifestiert hatten und er ihre Tragweite begriffen hatte, erschienen zwei andere Lichter im Dunkel. Eines leuchtete grün, rein und freundlich, das andere rot, böse und ebenso animalisch wie der Geist der Gorgonenbestie, die sich gerade an ihm labte.Leech griff zuerst nach dem roten Licht. Es überlagerte seine Schmerzen und brachte ihm die Wut zurück.

Als Leonard Leech wieder er selbst war, war ihm schlecht. In seinem Magen befand sich fast die gesamte Brut des Gorgoneions und einige ihrer ... nun ja ... Haare. Er konnte spüren, dass sich manche noch regten und bei lebendigem Leib von seiner Magensäure zersetzt wurden. Ein grimmiges Lächeln umspielte seinen zerfetzten, blutigen Mund bei dieser Vorstellung.

Er schleppte sich zu seinem Säbel hinüber und hob ihn auf. Dann erschlug er den Rest der Schlangenbrut und sah sich um. Die Medusa war nicht mehr hier, er konnte ihre Präsenz nicht mehr spüren. Als er ihr das erste ihrer Haare vom Kopf gerissen und verschlungen hatte, hatte sie – vielleicht das erste Mal in ihrer Existenz – gelernt, was Angst bedeutet. Er hatte sie nicht töten können, dazu hatte er zu lange gewartet, bevor er die Wut gerufen hatte, und war schon zu geschwächt gewesen, aber nachdem er ihr noch einige Haare mehr genommen und eine ihrer verwesenden Brüste zerbissen hatte, hatte sie die Flucht ergriffen und ihre Brut zurückgelassen.

Leech sah an sich herab. Viel war von ihm nicht mehr übrig, und jetzt, mit jeder Sekunde die verging und der bösartige Energieschub, den ihm seine Wut gewährt hatte, abebbte, kam der Schmerz zurück. Er setzte sich auf eine der wenigen Bänke der Kapelle, die die Schlacht überlebt hatte und schloss die Augen. Er suchte nach dem grünen Leuchten. Einige schreckliche Sekunden lang konnte er es nicht finden. Dann wurde ihm klar, dass er zuerst das rote Leuchten beiseite schieben musste. Das tat er, und endlich umschlossen seine Hände das reine Grün, zogen Kraft daraus und dann vergrößerte er den Radius des wabernden Lichtes, bis es ihn komplett umhüllte.

Als Erstes wurde das Gift aus seinem Körper gepresst. Es quoll eiterfarben aus den zahllosen Wunden, die seinen Leib übersäten, und die Schmerzen ließen seine Muskeln krampfen und ein Schrei entrang sich seiner Kehle. Aber dann begannen die Schnitte und die Bisse von innen heraus zu heilen, das geschundene Gewebe schloss sich und Leech konnte spüren, wie der Heilvorgang das Monsterfleisch in seinem aufgeblähten Magen aufzehrte.

Als er in den herandämmernden Morgen hinaustrat, war er äußerlich - von seiner Kleidung abgesehen - wie neu geboren, aber innerlich drückte ihn die

Last seines Versagens nieder.

Er hatte zu lange gewartet, hatte zu lange gebraucht um die Menschen von Plainview vor der Gefahr zu bewahren.

Sein Zögern hatte Leben gekostet. Die Unkenntnis seiner eigenen Fähigkeiten und seine Begriffsstutzigkeit hatten dazu geführt, dass Samuel inzwischen vermutlich von der Medusenbrut verzehrt und getötet worden war.

Leech hoffte, dass der Doc und seine Frau es irgendwie geschafft hatten zu entkommen.

Er begann zu rennen.

Leonard Leech stand neben der Liege, auf der sich die Leiche von Samuel befand. Die Wunden waren wieder aufgeplatzt und von der Schlangenbrut war nichts zu sehen. Die Leichen von Doktor Jenkins und seiner Frau fand Leech im Ehebett. Kein Zweifel, es war die Gorgone gewesen. Die kleinen Schlangen hätten niemals solche Wunden schlagen können.

Sie hatte ihre Brut geholt und war wieder verschwunden.

Der Kopf von Martha Jenkins war zur Hälfte abgetrennt und der Brustkorb am Solarplexus nach oben hin auseinandergerissen worden, so dass ihre Brüste, die durch den zerfetzten Stoff ihres Nachthemds hindurch zu sehen waren, in Richtung der Matratze zeigten. Der Doc sah kaum besser aus. Eines seiner Augen fehlte, das andere baumelte an einem Nervenstrang an seiner zerschnittenen Wange herab.

Der Monsterfresser legte die Toten in der Mitte des Behandlungsraums auf den Boden und übergoss sie mit Lampenöl. Eine Minute stand er still da und prägte sich die entstellten Gesichter ein. Schließlich riss er ein Streichholz an, warf es in die Lache und verließ das Haus. Selbst wenn die Einwohner von Plainview das Haus des Arztes bald löschen sollten, niemals würden sie erfahren wie diese Menschen wirklich zu Tode gekommen waren.

Von einem der Hauptstraße zugewandten Fenster seines Hotels aus beobachtete er später die vereinten Bemühungen. Am Ende war es ein Teilerfolg. Das Haus brannte nieder, aber das Feuer griff nicht auf Nachbargebäude über.

Gut.

Inzwischen hatte Leech neue Kleidung angelegt. Er war sich sicher, dass niemand gesehen hatte, in welchem Zustand er hier angekommen war. Wenigstens das hatte er geschafft, dachte er bei sich, während er seine Revolver lud. Die Briefeschreiberei an die Miskatonic hatte nicht gefruchtet. Nun gut, dann musste er eben selbst dorthin. Er würde sich nicht abweisen lassen. Es hing zu viel davon ab, dass er lernte, was es über die Welt der Monster zu lernen gab. Zu viele Leben.

Aber bevor er seine Reise antreten konnte, würde er die verfluchte Gorgone zur Strecke bringen.

An jenem Morgen hatte Leech weder Kraft noch die Geistesgegenwart oder die Möglichkeit gehabt, die Kapelle ebenfalls niederzubrennen, ohne im Licht der aufgehenden Sonne entdeckt zu werden.

Natürlich hatte man das Maultier und den Reverend gefunden. Am selben Tag, an dem das Haus von Doktor Jenkins niedergebrannt war.

Der ahnungslose Sheriff hatte so viel Grips besessen, beide Vorkommnisse miteinander in Verbindung zu bringen. Aber, als er sich keinen Reim auf die merkwürdigen Wunden der Leichen in der Kapelle hatte machen können, war seine Erklärung gewesen, dass es der dritte Mann gewesen sein müsse, der Unbekannte, dessen zur Unkenntlichkeit verbrannte Leiche man im Haus des Doktors gefunden hatte.

Fall geschlossen.

Dass die Haushälterin des Reverends ebenfalls verschwunden war, fiel ihm erst viel später auf und er nahm an, dass sie schlicht die Stadt verlassen und sich einen neuen Arbeitsplatz an einem anderen Ort gesucht hatte.

Leech dagegen hatte das Haus des Reverend und besonders das kleine Zimmer, das die Frau bewohnt hatte, durchsucht, aber keinen Anhaltspunkt gefunden, der den Verbleib der Schlangenfrau oder gar ihren Zustand, ihre Geburt als Wesen der anderen Seite erklären konnte.

Zwei Wochen lang hatte er nachts in der Kapelle auf die Bestie gewartet, die Winchester auf den Knien, aber sie war nicht wieder gekommen.

Es dauerte eine weitere Woche, bis Leech sich damit abgefunden hatte, dass die Gorgone die Gegend verlassen hatte, vermutlich um ihre Brut aufzuziehen und sich ein paar Haare nachwachsen zu lassen.

Irgendwann hatte er resigniert und begonnen, seine Abreise an die Ostküste vorzubereiten. Er hatte einen fähigen Mann als Geschäftsführer eingestellt, der kommenden Monat seinen Dienst antreten sollte und für den ersten

Sonntag dieses Monats ein Fest organisiert, das den Wendepunkt in seiner schillernden Karriere als Hotelier, Zuhälter und Kasinobetreiber markieren sollte. Geldsorgen hatte er keine. Er verfügte über große Reserven und sein Etablissement würde auch weiterhin gute Gewinne erwirtschaften.

In den ersten Nächten hatten ihn Alpträume heimgesucht. Inzwischen kamen sie nur noch in jeder dritten oder vierten Nacht. Die Fratze der Gorgone, die mit ihren tausend Mäulern nach ihm schnappte, in einer gierigen Perversion eines Liebesaktes ihr Geschlecht an ihm rieb, seine eigene, schuldbefleckte Erregung, der gekreuzigte Reverend, das Maultier, Doktor Jenkins, sie alle umwirbelten ihn, schrien ihn an, und dann, am Ende, kurz bevor er erwachte, sah er auf sich selbst hinab, wie er seine Zähne in das Monsterfleisch schlug, wie er gierig die Brut der Medusa verschlang.

Dann wachte er auf und ihm war schlecht.

Er dachte, er hätte sich an seine neue Natur gewöhnt, hatte sie als Geschenk begriffen und sich ausgetobt wie ein gieriges, nimmersattes Kind, und langsam aber sicher begann er sie auch als eine Verantwortung zu sehen. Er war fest entschlossen, sein schlechtes Gewissen nicht als Entschuldigung für Untätigkeit und selbstgerechtes Lamentieren zu missbrauchen.

Nein, sagte er sich, er durfte Fehler machen, aber nur, solange er auch aus ihnen lernte, schließlich war er in den Zeitbegriffen seiner neuen Welt gerade mal ein Säugling.

Nun, aber essen musste er dennoch, und nachdem sein Kampf in der Kapelle und die nachfolgende Heilung seiner Wunden all seine Reserven nahezu aufgebraucht hatten, waren seine Vorräte in den Wochen seiner Gorgonenwacht erheblich geschrumpft.

Nachdenklich trat er, wie jeden Abend, auf die Balustrade und schaute hinunter auf die Spieler, die Trinker, die Angeber und die Arbeiter, die Abend für Abend ihr Geld bei ihm ausgaben. Die beiden Werwölfe, die gerade den Saloon betraten, stehenblieben und sich umsahen, kamen ihm wie gerufen.

Sie waren ihm schon mit seinem normalen Auge aufgefallen, aber als er für einen Sekundenbruchteil die Augenklappe zur Seite schob, um sich gänzlich zu überzeugen, trat ein hungriges Lächeln auf sein Gesicht.

Sie waren von der unbarmherzigen Sonne braungebrannt worden und man merkte ihnen an, dass sie weit gereist und es gewohnt waren, Waffen zu

tragen. Ihren unrasierten Gesichtern konnte er ansehen, dass sie Killer waren. Vermutlich hatten sie, wie er selbst, im Krieg auf einer der beiden Seiten gekämpft.

Ein Schlachtfeld musste das reinste Paradies für Bestien sein, und er war sich sicher, dass auch er seine Möglichkeiten genutzt hätte, hätte sein neues Leben nicht erst nach der Niederlage des Südens zu ihm gefunden.

Beide trugen sie Revolver und Messer am Gürtel und ihr Gepäck in Säcken und Beuteln über der Schulter. Das war perfekt. Wer sein Gepäck hier hereintrug, wollte nicht nur schnelles Vergnügen, er wollte hier übernachten. Für solche Gäste hatte er ein besonderes Zimmer eingerichtet, eines, das ihm die Jagd extrem einfach machte.

Gerade wollte Leech hinunter gehen um es ihnen anzubieten, als die beiden Wölfe sich gegenseitig anstarrten und dann tatsächlich mitten unter Menschen die Nasen hoben, witterten und den Saloon fluchtartig verließen.

Es traf Leech wie ein Schlag in den Magen. Er war noch nie gewittert worden, nicht als Jäger, nicht als Monsterfresser.

Hatte sich etwas an ihm verändert?

Konnten sie ihn jetzt alle wittern?

Das würde seine Jagd nahezu unmöglich machen, und gerade als er sich selbst, halb wahnsinnig vor Hunger, durch die Prärie kriechen sah, betrat die Gorgone seinen Saloon.

Einen der Werwölfe schleifte sie hinter sich her.

Er war tot.

Während Leech seine Revolver zog und die ersten Saloongäste mit vor Überraschung und Entsetzen offenen stehenden Mündern vor dem nackten Monstrum zurückwichen, konnte er sehen, dass die Schlangenhaare, die er abgebissen hatte, tatsächlich nachgewachsen waren. Sie waren noch nicht so lang wie die anderen, aber sie zischten schon genau so bösartig.

Eine seiner Huren war die Erste, die schrie und die Erste, die starb.

Ein von unten geführter Klauenhieb schlitzte sie vom Schambein bis zum Brustkorb auf, die Eingeweide quollen hervor und der blutende, ehemals wunderschöne Körper fiel nach vorn über. Jetzt begannen alle zu schreien, vor Panik und Angst, und eine Handvoll der Männer reagierten sogar mit Wut auf die schreckliche Bedrohung, der sie sich ausgesetzt sahen.

Zwei von ihnen zogen die Waffen und feuerten. Eines seiner Mädchen riss zwei andere mit sich in Richtung Treppe. Sicher, um nach oben zu gelangen

und sich in einem der Zimmer einzuschließen.

Einer der Männer schoss in seiner Angst alle sechs Schuss seines Colts an der Gorgone vorbei. Eine der Kugeln tötete Mike, Leechs besten Barmann. Die anderen trafen den großen Spiegel und die Schnapsflaschen. Glassplitter flogen umher und etwa einem Drittel der Gäste war es inzwischen gelungen zu fliehen, vor dem Grauen, das nun kommen sollte.

Der zweite Schütze zielte etwas besser. Er traf die Gorgone zweimal in den Oberschenkel, aber die Wunden schlossen sich in Sekundenschnelle wieder.

Leech wollte verhindern, was nun kam und feuerte aus beiden Waffen auf die Bestie, aber auch der Hagel aus Silber- und Holzkugeln, konnte die Gorgone nicht davon abhalten, dem Mann buchstäblich den Kopf von den Schultern zu reißen.

Sie warf ihn dem Schützen entgegen, der Mike getötet hatte. Der Wurf traf ihn am Solarplexus und er ging nach Luft ringend zu Boden. Während Leech seine Waffen in Windeseile nachlud, sah er, wie der panische Mann verzweifelt versuchte, unter einem der Tisch Schutz zu finden.

Es befand sich kein Opfer mehr in unmittelbarer Reichweite des Monsters, das sich jetzt in der Mitte des Saloons aufbaute und zu Leech auf die Balustrade hinauf starrte.

Falls das überhaupt möglich war, wurde die Gorgone noch etwas größer und massiger, obwohl sie zuvor schon kaum durch die Schwingtüren des Saloons gepasst hatte.

Sie hob jetzt die rechte Klaue, die, mit der sie den Werwolf getötet hatte, zischte und zeigte auf Leech. Neben ihm hatten die drei Mädchen das obere Ende der Treppe erreicht und rannten an ihm vorbei durch die Tür.

Vereinzelt flohen immer noch Gäste im Rücken der Gorgone aus dem Saloon und schrien draußen um Hilfe. Leech ließ die Trommeln der Revolver wieder einschnappen. Die Kugeln hatten nichts gebracht gegen die ausgewachsene Bestie, aber jetzt, da er das wusste, wusste er auch, was er zu tun hatte.

In den zurückliegenden Wochen hatte er das rote Leuchten seiner Seele erforscht. Er musste es nun nicht mehr ganz in sich aufnehmen, es nicht mehr ausbrechen lassen, wie in der Kapelle.

Er musste nicht mehr selbst zu einer Bestie werden, um es zu nutzen. Nein, er konnte einen winzig kleinen Teil davon in seine Waffen leiten, gerade genug, damit die Kugeln aus Silber und Eisenholz das Fleisch des Monsters durchdringen und dauerhaften Schaden anrichten konnten. Zumindest hoffte

er das.

Sein Rot ließ die Waffen gespenstisch glühen. Die Gorgone sah es, machte ein paar Schritte zurück, während sie zu ihm nach oben sah.

„Du wirst nicht vor mir fliehen!“, brüllte Leech mit allem, was seine Lunge hergab nach unten.

Aber das hatte die Bestie auch gar nicht vorgehabt.

Sie nahm Anlauf.

Leech gab aus jeder seiner Waffen einen Schuss ab. Die Silberkugel trennte einen Zeh vom Fuß der Kreatur, die Holzkugel verfehlte die Gorgone und schlug ein Loch in das weichere Holz der Bodendielen.

Vom Verlust ihres Zehs ließ sich das Schlangenwesen nicht im Geringsten beeindrucken und sprang.

Während der gigantische Leib mit ausgestreckten Klauen auf Leech zuflog, feuerte er vier weitere Male.

Drei Kugeln drangen in den gigantischen Brustkorb ein, durchschlugen Fettgewebe, Rippen und Organe.

Die vierte Kugel durchlöcherte das Handgelenk und machte die Hand für die Bestie nutzlos.

Der Monsterfresser sah das Biest auf sich zufliegen, trat unwillkürlich einen schnellen Schritt zurück, dann hielt die hinter ihm liegende Wand ihn auf.

Er schoss seine Revolver leer.

Endlich!

Eine Holzkugel zertrümmerte das rechte Jochbein, eine silberne drang knapp darüber in das Auge ein, eine ging fehl und die letzte Kugel traf mitten in die Stirn.

Der obszöne Leib der Kreatur erschlaffte im Flug, prallte gegen das Geländer der Balustrade, das augenblicklich nachgab und splitternd in Leechs Richtung wegknickte. Eine Sekunde lang hing das tote Monster zu Leechs Füßen fest, dann fiel es mit einem gewaltigen Getöse auf die Tische unter sich. Leech trat vor, an das zersplitterte Holz und schaute hinab.

Ja, die Gorgone war tot.

Endlich.

Nach einer Weile der entsetzten Stille entstand unter den verbleibenden Gästen Unruhe und Leech riss seinen Blick von der Gorgone los.

Der Sheriff und zwei seiner Deputys waren mit gezogenen Waffen hereingekommen und als Leech bemerkte, wie sie ihn, die Verwüstung, die

Toten und die Monstrosität zu seinen Füßen in sich aufnahmen, nur um ihn anschließend wie gebannt anzustarren, wurde er sich bewusst, dass sie ihn tatsächlich *alle* anstarrten.

Ihn - und nicht die tote Gorgone.

Sie schienen nicht erleichtert zu sein, dass er die Gorgone getötet hatte.

Nein, sie schienen Angst zu haben.

Vor ihm.

Erst, als der Sheriff als Erster seine Waffe auf ihn richtete und ihn anbrüllte, bemerkte der Monsterfresser, dass seine eigenen Revolver immer noch von einem unheimlichen, roten Licht umhüllt waren.

Ein Gedanke schoss ihm ins Hirn.

Salem.

Die Hexenprozesse.

Er musste weg hier.

Epilog

Sie hatten sein Hotel gestürmt und ihn gejagt, aber es war ihm gelungen, dem Mob vorerst zu entkommen, ohne einen von ihnen töten zu müssen - auch wenn es bei mehreren Gelegenheiten recht knapp zugegangen war.

Wie sollten sie auch verstehen, was er war?

Er hatte es ja selbst noch nicht einmal annähernd begriffen.

In Arkham würde man ihm helfen, hoffte er. Allerdings hatte ihn die Hetzjagd, die auf ihn gemacht wurde, in die falschen Richtung getrieben.

Es würde noch eine ganze Weile dauern, bis er an der Ostküste ankommen würde, aber er war recht guter Dinge, als er in der Postkutsche saß und seine gerade zusteigenden Mitreisenden unter die Lupe nahm.

Als sie schliefen, schob er vorsichtig die Augenklappe hoch.

Er hatte richtig gelegen.

Sie waren alle Bluttrinker.

Für Verpflegung war also gesorgt.

Der Operateur
Bruckmanns Horror-Shots

Immer wieder verschwimmen die Kacheln des kalten Operationsraumes, wenn er sich auf seine Aufgabe konzentriert. Der Operateur weiß, dass er sich zusammenreißen muss. Das regelmäßige Piepen des Herzmonitors hilft ihm dabei. Seine Aufgabe ist nicht einfach. Er wischt sich mit dem Ärmel über die Stirn, um den Schweiß daran zu hindern, ihm in die Augen zu laufen. Er braucht seine Augen. Jetzt mehr denn je. Die Operation ist lebenswichtig. Die Umstände sind widrig. Das arme Schwein, das da vor ihm auf dem Tisch liegt, ist vom Schicksal arg gebeutelt worden. Der Fuß und der Unterschenkel fehlen bereits. Das andere Bein musste schon komplett abgenommen werden. *Rauch*, denkt der Operateur. Jetzt ist der verbleibende Oberschenkel an der Reihe. Sie hatten versucht, so viel wie möglich zu retten. Der Patient sollte die Chance bekommen, ein halbwegs normales Leben zu leben, wenn er diese unglückliche Sache hinter sich gebracht hätte. Es sieht nicht so aus, als ob das klappen würde.

Bedauern, fast schon eine tiefe Traurigkeit erfüllt den Operateur. Der Mann ist im selben Alter wie er selbst. Auch er hat eine Frau und zwei Kinder. Eine Tochter und einen Sohn. Beide in ihren frühen Zwanzigern. Er darf sich davon nicht ablenken lassen. Wie es weitergehen würde, würde man sehen, wenn die Operation geglückt wäre. Die vorangegangenen Amputationen hatten den Patienten schon ziemlich geschwächt. Der Operateur verfluchte die Umstände, unter denen er arbeiten musste. Die Anästhesieschwester und der Assistenzarzt sind unzuverlässig.

Nein. *Das ist ungerecht*, denkt der Operateur.

Vermutlich verlassen sie den Operationssaal immer wieder, weil sie in dieser Karikatur eines Krankenhauses noch mehr Leben zu retten haben.

Wo ist er hier nur gelandet?

War *gelandet* überhaupt das richtige Wort?

War er nicht selbst daran schuld?

Egal.

Er muss sich jetzt konzentrieren.

Im Geiste geht er die notwendigen Schritte durch. In der Leiste abbinden, so fest es nur möglich ist. Es gibt hier keine Blutkonserven und jeder Tropfen

ist kostbar. Die Hände des Operateurs gleiten fast schon nachdenklich über den Gurt, den er dazu verwenden wird. Er wird halten, weiß er. Er hatte ihn auch schon für die anderen Operationen benutzt. Dann vergewissert sich der Operateur, dass auch die Stange da ist, die er verwenden wird, um den Gurt so lange in sich zu verdrehen, bis der Druck groß genug ist und die Amputation vorgenommen werden kann. Er weiß, dass das Abbinden dem Patienten große Schmerzen verursachen wird. Er weiß auch, dass diese Schmerzen erst der Anfang sein werden. Die Anästhesieschwester wird zwar helfen, aber ihre Mittel sind eingeschränkt. Kein Propofol, Thiopental oder Etomidat und auch kein Succinylcholin oder Rocuronium. Nur Alkohol und die Muskelkraft des Assistenzarztes und der Schwester, die den Patienten ruhig halten sollen. Der Operateur hat alle Instrumente geschärft und gereinigt, so gut es geht. Klinge, Schere und Säge. Sie stehen bereit, sind in hochprozentigen Alkohol eingelegt und glitzern den Operateur böse an, in ihrer präzisen, mitleidslosen Schönheit. Sie wollen schneiden und trennen und entfernen.

Dem Operateur wird kalt, obwohl er schwitzt. Er fühlt sich müde.

Schon viel zu lange wach.

Schon viel zu lange nichts gegessen.

Denkbar ungeeignet.

Eigentlich sollte jemand anders diese Operation durchführen, aber er weiß, dass er es ist, der es tun muss. Es ist kein Arzt verfügbar. Er weiß auch, dass er nicht mehr allzu lange warten sollte. Mit jeder Minute, die verstreicht, wird der Patient schwächer.

Er bringt den Gurt an, führt die Stange durch die Schlaufe und beginnt zu drehen. Wenn er fertig ist, wird er die Schwester und den Assistenzarzt rufen. Der Herzmonitor sendet seine akustischen Signale jetzt in einer etwas höheren Frequenz aus. Ab jetzt darf er kein Mitleid mehr kennen. Weder mit seinem Patienten, noch mit sich selbst. Jedes Zaudern, jedes winzige Quäntchen von Schwäche kann am Ende dazu führen, dass der Patient stirbt. Er verdreht den Gurt, und mit jeder Drehung der Stange bäumt der Patient sich auf und schreit. Verhalten zuerst, dann immer lauter und hemmungsloser. Mit jeder Drehung der Stange wird der Schmerz stärker. Der Operateur stöhnt jetzt ebenfalls vor Anstrengung. Beinahe klingen die beiden Männer, als ob wilde Tiere miteinander kämpfen würden. *Oder Ficken*, denkt der Operateur. Dann überlegt er für den Bruchteil einer Sekunde, wie groß die Chancen auf Sex für einen Beinlosen wohl sein mochten.

Dann:

Was ist eine Frau ohne Arme und Beine?

Ein Bumsklumpen.

Galgenhumor.

Unangebracht und hässlich, aber er hilft ihm dabei, die nötige Distanz zu wahren.

Mehr, mehr, mehr. Mehr drehen und nicht auf die Schreie des Patienten achten.

Noch mehr drehen.

Der Gurt schneidet jetzt tief ins Fleisch hinein.

Ausreichend tief, um all die großen Adern fest genug zusammen zu pressen?

Tief genug, um erneut zu verhindern, dass der Patient verbluten wird?

Der Oberschenkel ist dicker als die Stelle unterhalb des Knies, an der die letzte Amputation durchgeführt worden war. Der Operateur schafft noch drei Umdrehungen. Mehr bekommt er nicht hin. Das muss reichen. Er fixiert die Stange und das Jammern des Patienten ebbt langsam ab. Auch der Operateur atmet jetzt ruhiger.

Man kann sich an so vieles gewöhnen. Der Mensch ist ein Wunder der Natur. Widerstandsfähiger, als man glaubt, macht der Operateur sich Mut. Die nötigen Schritte müssen jetzt schnell und präzise auf einander folgen. Er strengt sich an und ruft laut nach der Anästhesieschwester und dem Assistenzarzt. Er muss eine Weile auf sie warten und in dieser Zeit redet er beruhigend auf den Patienten ein. Automatisch abgespulte Floskeln, wie man sie eben gegenüber Patienten benutzt. Während sein Mund die Worte formt, denkt er sich an angenehmere Orte, will vergessen, dass er müde und hungrig ist und Angst hat, dass er versagen könnte.

«Nur ruhig. Sie werden sehen, es ist gleich vorbei.»

Zuhause, im kleinen Garten hinter dem Haus. Es ist Sommer. Die Kinder toben halb nackt mit Spritzpistolen und Wasserbomben. Unschuldig, wie im Garten Eden. Ein sachter Wind weht und spielt mit ihrem goldenen Haar.

«Wir kriegen das schon hin.»

Neben ihm sitzt seine Frau mit ihm am Tisch auf der Terrasse. Sie blättert in einer Zeitschrift, und wenn sie von ihr aufschaut, um einen Blick auf die Kleinen zu werfen, lächelt sie.

«Nur noch etwas Geduld. Bald haben sie es überstanden.»

Ein späterer Zeitpunkt. Ein anderer Ort. Eine Schulaufführung. Die Klasse

seiner Tochter hat Theater gespielt. Weder das Stück, noch die Darbietung war besonders gut, aber der Applaus der Eltern ist wohlwollend und zaubert den Kindern Freude in die Gesichter.

«Es wird wehtun, das schon. Da kann und will ich ihnen nichts vormachen. Aber sie werden sich hinterher nicht mehr an die Schmerzen erinnern.»

Noch später im Leben. Abendessen. Der Operateur sitzt mit seiner Frau und seiner Tochter am Tisch. Der Sohn kommt herein. Er ist stolz, weil er die Führerscheinprüfung im ersten Anlauf bestanden hat. Der Operateur hat Bedenken, weil sein Sohn ein Heißsporn ist.

«Keine Sorge. Sie werden es überstehen, das verspreche ich Ihnen.»

Der Operateur mit seiner Frau im Theater. Die Nibelungen. Er weiß, dass seine Frau diesen schweren, deutschen Kram nicht mag und nur ihm zuliebe mitgekommen ist. Sie lässt es ihn nicht spüren.

«Bleiben Sie ruhig liegen. Sie können mir vertrauen. Ich bin ein Profi.»

Er selbst. In einer Kneipe nahe seines Arbeitsplatzes. Überall sind seine Freunde um ihn herum. Sie feiern seine erste erfolgreiche Operation. Blinddarmentfernung. Hat reibungslos geklappt.

«Denken Sie jetzt nicht an die Zukunft. Konzentrieren Sie sich aufs Hier und Jetzt. Alles andere wird sich fügen.»

Ein Ferienhaus in Schweden. Sie schwimmen im See. Manchmal angelt er. Sie überlegen, ob sie es kaufen sollen, für den Ruhestand.

«Wenn es vorbei ist, bekommen Sie als Erstes etwas Leckeres zu essen.»

Er und seine Frau kochen zusammen. Sie lachen viel und trinken Wein und das Essen brennt an. Sie küssen sich und lachen noch mehr.

«Sie haben schon so viel hinter sich, da ist das hier doch ein Klacks!»

Eine Skipiste. Schmerz, als er stürzt und sich den Arm bricht. Er selbst auf dem OP-Tisch. Sie setzen Schienen und Schrauben ein. Die Zeit der Genesung danach. Seine Familie ist am Krankenbett, als er aufwacht. Die Nerven in seiner rechten Hand haben durch den Bruch etwas gelitten, aber er übt und übt und übt, so lange, bis er wieder operieren kann. Freude, als es soweit ist.

«Mein Team ist gleich da. Sie müssen nicht mehr lange warten.»

Endlich kommen sie.

Wieder flimmern die Wandkacheln vor den Augen des Operateurs und er blinzelt. Er hat einfach schon zu oft operiert in der letzten Zeit. Die blonde Anästhesieschwester lächelt dem Operateur freundlich und professionell zu. Dann macht sie sich ans Werk und flößt dem Patienten den Alkohol ein. Der

Operateur kann beinahe selbst fühlen, wie die Flüssigkeit in der Kehle brennt und sich danach warm im Magen ausbreitet. Der Patient schluckt ein halbes Wasserglas, mehr wäre nicht ratsam. Die Anästhesieschwester findet lobende Worte für den Patienten, die sie ruhig und gelassen, beinahe schon hypnotisch ausspricht. Sie hat Routine. So redet sie mit jedem ihrer Patienten. Auch hier haben ihre Worte eine Wirkung, wenn auch eine kleine. Das Piepen des Herzmonitors wird etwas langsamer. Der Operateur weiß jedoch, dass das nicht lange so bleiben wird. Er wirft einen Blick auf den Beinstumpf. Der Oberschenkel ist blass, fast schon blau. Ein gutes Zeichen. Der Gurt sitzt fest genug und das Fleisch wird kaum noch durchblutet.

Die Anästhesieschwester tritt jetzt um den OP-Tisch herum und legt dem Patienten ihre Hände auf die Stirn, beginnt dann sachte seine Schläfe zu massieren, während sie weiter in ihrem hypnotischen Tonfall spricht.

Der Operateur weiß aus irgendeinem Grund, dass die Berührung ihrer Hände kühl sein muss. Der Assistenzarzt ist jetzt auch da. Er streicht sich eine Strähne seines etwas zu langen, hellen Haares aus der Stirn und macht sich daran, den Docht einer selbst gebaut aussehenden Lampe anzuzünden. Die Flamme lodert hoch und der Operateur kann etwas von ihrer Wärme spüren. Gerne würde er seine Hände in die Nähe des Feuers bringen, bevor er sich ans Werk macht. Er weiß aber, dass die Flamme einen anderen Zweck hat. Der blonde Assistenzarzt ist vielleicht ein paar Jährchen älter als die Anästhesieschwester und jetzt hält er ein dünnes Stück Blech mit Hilfe einer Zange in die Flamme. Er bewegt es hin und her, damit es gleichmäßig erhitzt wird. Für die Dauer der Operation wird er nichts anderes tun, als das. Er wird das Blech zum Glühen bringen, es ist dünn genug. Erst wenn der Oberschenkel abgetrennt ist, wird er in Aktion treten und den Stumpf ausbrennen.

Der Patient sieht das auch und beginnt unruhig zu werden, weil er schon ahnt, welchen Zweck dieses Blech hat. Er will sich trotz seiner Fixierung aufsetzen, hebt den Kopf, doch die Anästhesieschwester drückt mit sanfter Gewalt seine Stirn zurück auf den OP-Tisch. Sie gibt ihm noch einen Schluck. Dann sagt sie, dass es nun aber reichen muss, und wirft dem Operateur einen Blick zu, der besagt, dass er nun endlich anfangen soll.

Der Operateur schluckt.

Sein Blick verschwimmt, und wieder wischt er sich den Schweiß aus dem Gesicht, damit er ihm nicht in den Augen brennt. Auch der Assistenzarzt hat sich jetzt halb zu ihm umgedreht und der Operateur kann in den Gesichtern

seiner beiden Helfer das grenzenlose Vertrauen sehen, dass sie ihm entgegenbringen. Beide, die Anästhesieschwester und der Assistenzarzt nicken ihm zu.

Keinesfalls will er sie enttäuschen.

Der Gedanke schenkt ihm Zuversicht und endlich bringt es über sich, nach dem Instrument zu greifen. Er holt es aus dem Gefäß mit dem Alkohol, schüttelt es ab, macht es bereit und setzt die Klinge an.

Kaum berührt das Metall das Fleisch, beginnt der Patient erneut zu brüllen und der Monitor wird geradezu hysterisch. Aber es hilft nichts. Der Oberschenkel muss weg und jetzt ist nicht die Zeit, zu verzagen. Es würde das Leiden nur unnötig in die Länge ziehen.

Die Klinge schneidet tief ein, durchtrennt Haut, Fettgewebe und Muskelfasern. Sie zerteilt Venen, Arterien und Nerven. Der Operateur wendet alle Kraft auf, die er in sich hat, sowohl mental als auch physisch, denn die Klinge ist kurz und mit der anderen Hand muss er Fleisch und Gewebe wegdrücken, damit er sehen kann.

Der Assistenzarzt klemmt das Blech jetzt so ein, dass es von selbst über der Flamme bleibt und kommt der Anästhesieschwester zur Hilfe, die Mühe hat, den Patienten ruhig zu halten. Die Hände des Operateurs zittern jetzt merklich. Er muss durchatmen und zieht die Klinge aus der Wunde. Sofort beginnen seine Helfer auf ihn einzureden.

Machen Sie weiter! Sie dürfen jetzt nicht aufhören.

Nur ruhig, sie schaffen das!

Los! Weitermachen! Wir verlieren Ihnen sonst!

Nicht aufgeben!

Wir wissen, dass es schwer ist, aber es muss sein!

Los. Bis runter auf den Knochen an der Oberseite.

Dann das Bein hoch und in die Rückseite schneiden, bis gesägt werden kann!

Die Anästhesieschwester spricht auch mit ihm in ihrem ruhigen, hypnotischen Tonfall, während der Assistenzarzt deutlich mehr Dringlichkeit in seine Worte legt.

Sehen die beiden denn nicht, wie weh es tut? Und all das Blut, das trotz des straff gespannten Gürtels aus den Adern strömt und mir die Sicht erschwert? Wie können Sie das von mir verlangen?

Verzweiflung macht sich breit im Operateur und gleichzeitig weiß er, dass sie Recht haben. Er sammelt sich und schneidet weiter. Aber er kann es jetzt

nicht mehr so schnell tun. Er weiß nicht, ob die Klinge bereits wieder stumpf geworden ist oder ob es an seinen schwindenden Kräften liegt. Er braucht wirklich etwas zu essen. Aber das geht jetzt nicht. Es ist nichts da. Er kann nicht einfach aufhören. Es führt kein Weg zurück, nachdem der erste Schnitt gemacht ist. So lautet das grausame Gesetz seiner Zunft.

Er reißt sich zusammen und strengt sich mehr an. Noch immer hat der Patient Kraft genug, um laute, tierische Schreie auszustoßen. Der Herzmonitor stimmt mit ein, verleiht Ihnen noch mehr irremachende Dringlichkeit. Die Rückseite des Oberschenkels, nur wenige Zentimeter unterhalb des Gesäßes ist schwieriger zu erreichen. Der Operateur muss jetzt fast blind arbeiten und nur seine Erfahrung macht es möglich, dass er nicht einfach nur willkürliche Schnitte ausführt, sondern seinem Ziel Millimeter für Millimeter näher kommt.

Der Operateur ist beinahe am Ende seiner Kräfte, als er den ersten Etappensieg erringt.

Der Knochen.

Er liegt endlich frei und noch ist die Menge von Blut, die austritt, überschaubar.

Die Schwester und der Assistenzarzt loben ihn, ermutigen ihn aber sogleich, um Himmelswillen jetzt nicht aufzuhören. Der Operateur macht die Säge bereit, taucht sie erneut ein in den Alkohol, dann setzt er sie am Knochen an. Die desinfizierende Flüssigkeit brennt höllisch im Fleisch des Patienten, setzt die durchtrennten Nerven in Brand. Der Patient zuckt und windet sich. Die Schreie sind jetzt etwas leiser, aber der Herzmonitor scheint wie wahnsinnig zu brüllen. Die geschundene Kreatur zuckt erneut und der Operateur lässt sein Instrument fallen. Es kullert ein Stück über den von Blutspritzern bedeckten Boden. Die Assistenten halten den Patienten weiterhin fest, helfen dem Operateur nicht, es wieder aufzuheben. Dafür schreien sie ihn jetzt an. Sie schreien, dass er sich beeilen muss, dass er machen soll, dass er einfach machen soll, dass alles gut wird.

Die Anstrengung, als er sich vorbeugt und nach der Säge greift, lässt ihn beinahe bewusstlos werden. Er kommt nicht ganz an sie heran, es fehlen wenige Millimeter. Er strengt sich noch mehr an, beugt sich zur Seite hin und flucht - und dann gelingt es ihm.

Er bekommt die Säge zu greifen!

Er muss das Fleisch erneut auseinanderziehen und jetzt schreit nicht nur der Patient, auch er, der Operateur, schreit und flucht und dann beginnt er zu sägen. Der Knochen ist dick an der Stelle kurz vor dem Kugelgelenk und wie die Klinge es war, ist auch das Sägeblatt nur kurz.

Diese Geräusche!

Oh, diese Geräusche!

Hölzern, auf falsche Weise laut und doch fleischig und nass. Schlimmer als das Schreien, schlimmer als das inzwischen rasende Piepen des Herzmonitors.

Die Hand des Operateurs wird schwächer und schwächer, im selben Maße wie er selbst den Mut zu verlieren droht. Wieder beginnen sie, auf ihn einzureden. Sie feuern ihn an und er bewegt methodisch und manisch zugleich die Hand mit dem Sägeblatt hin- und her, ignoriert die Schreie des Patienten. Sägt und sägt und sägt und sägt und dann -

Dann ist es endlich geschafft.

Der Operateur ist schweißgebadet und blutbespritzt, als der Oberschenkel nach unten hin wegklappt, nur noch von etwas Haut gehalten. Dem Operateur ist schlecht, gleichzeitig glaubt er zu Schweben.

Hier ist nichts mehr mit Schweben, dabei will ich Schwimmen in Schweden.

Er lacht hysterisch.

Mit Mühe und zitternden Fingern hantiert er an seinem Instrument herum, macht die Schere bereit. Er ist nervös, fiebrig, er glaubt, er wird krank werden. Am Ende gelingt es ihm und er benutzt die Schere, um die Amputation zu vollenden, indem er die letzten nötigen Schnitte macht. Mit einem nassen Laut fällt der Oberschenkel herunter.

Der Assistenzarzt und die Anästhesieschwester applaudieren laut und ausgelassen. Etwas von ihrer Freude strahlt auf das Gemüt des Operateurs ab und für eine Sekunde fühlt er sich euphorisch.

Ja, er hat es geschafft.

Er hat es hinbekommen.

Er atmet die eisige Luft tief ein, kostet dieses simple Vergnügen aus bis zur Neige.

Dann noch mal und noch mal.

Er fühlt sich leicht, so als wäre eine schwere Last von ihm genommen worden. Die Anspannung fällt von ihm ab. Er will den Assistenzarzt und die Anästhesieschwester fragen, ob sie zur Feier des Tages etwas mit ihm essen

gehen möchten, aber sie sind schon weg.

Sie sind wirklich unermüdlich, diese Kinder, denkt er und greift nach dem Fleisch auf dem Boden.

Als seine Finger den Oberschenkel berühren durchzuckt ihn ein jäher Gedanke.

Hat der Assistenzarzt nicht etwas vergessen?

Doch natürlich!

Die Wunde muss ausgebrannt werden.

Tut mir leid, mein Freund. Wir sind noch nicht ganz fertig.

Der junge Assistenzarzt ist eben doch unzuverlässig.

Langsam beugt der Operateur sich vor und versucht, die Zange zu fassen, um mit ihrer Hilfe das inzwischen glühend heiße Blech benutzen zu können. Er muss sich weit vorbeugen, über die Operationswunde des Patienten hinweg, und dann passiert es.

Der so fest verdrillte Gurt löst sich plötzlich, die Stange, die er selbst vor ein paar Minuten noch zum Festziehen benutzt hatte, wird in Drehung versetzt und, noch bevor der Operateur sie zu fassen bekommt, wird sie nicht mehr vom Zug des Gurtes an Ort und Stelle gehalten.

Mit einem metallischen Klappern fällt sie zu Boden, aber der Operateur hört es nicht mehr. Mit bloßen Händen versucht er panisch, das ausströmende, heiße und in der kalten Luft dampfende Blut im Körper des Patienten zu halten.

Aber es rinnt unaufhaltsam und dunkelrot zwischen seinen Fingern hindurch und immer, wenn er die Position seiner Hände verändert, um den Druck besser aufrechterhalten zu können, schießen wieder und wieder große, rote Fontänen hervor. Ein Schwall von Flüssigkeit, wie wenn man mit einer Spritzpistole schießen würde. Er schreit nach dem Assistenzarzt und der Anästhesieschwester, brüllt ihre Vornamen, aber sie hören ihn wohl nicht.

Sie sind anderswo.

Sonst würden sie doch kommen, oder?

Sonst würden sie doch kommen.

Es wäre schön, wenn sie jetzt hier wären.

Schön ...

Der Herzmonitor wird immer leiser, und schließlich kann der Operateur ihn gar nicht mehr hören.

Ein Vorwort zum Geist

Ein kleines Vorwort zur besseren Orientierung: Diese Story spielt ein paar Wochen nach dem zweiten Band von Nachwelt 2018 «Unter Ivans Knute», ungefähr zeitgleich mit der Handlung von «Blutarm» und ist als kleines Goodie gedacht, das die Zeit überbrücken soll, bis es mit Band 4 (Wagenburg) weitergehen wird. Da sie auf Band 2 aufbaut, besteht SPOILERGEFAHR! für diejenigen, die gerade erst neu zu NACHWELT 2018 gefunden haben.

Ich persönlich denke nicht, dass der Genuss der offiziellen Bände dadurch sehr geschmälert wird, aber wer in diesem Punkt empfindlich ist, sollte sich besser zuerst «Die Ratten von Frankfurt» und «Unter Ivans Knute» zu Gemüte führen.

Eine Gratisversion von «Die Ratten von Frankfurt» wartet übrigens auf **bloodword.com** darauf, ebenfalls von Ihnen heruntergeladen zu werden. Ich sag´s ja nur ... ;)

Der Geist der Gleise

Schüsse.
Schreie.
Blut.
Chaos.
Das Gesicht der Rotärmel-Frau neben ihm ist blutüberströmt. Sie geht zu Boden. Er lässt sie hinter sich, stürmt weiter voran. Er brüllt, aber er hat keine Ahnung, was das für Worte sind, die seine Lippen formen.
Er schmeckt Blut, weiß aber nicht, ob es seines ist, das seiner Freunde, oder das seiner Feinde.
Er achtet nicht mehr darauf, ob die kümmerlichen Reste seines Trupps ihm folgen. Er reagiert nur noch, hat sein inneres Tier aus dem Käfig gelassen.
Das Schlagen, Stechen und Schießen.
Ihre dreckigen Gesichter weichen vor ihm zurück.
Meistens. Hin und wieder fällt sein Blick auf eines, dessen Träger sich im gleichen Blutrausch befindet, wie er selbst.
Er befindet sich im Bann dieser selbstbeschworenen Raserei, die dazu gemacht ist, die Angst zurückzudrängen, die sich in seinem Inneren immer wieder regt und die ihm sagt:
Hau ab.
Rette Dich.
Es ist vorbei.
Der Ivan ist tot.
Ihr habt es nicht geschafft.
Dein Plan ist fehlgeschlagen.
Versager.
Siehst Du nicht, wie sie in den Bahnhof strömen und alles niedermachen, was sie sehen können?
Ein Hund verbeißt sich in seinem rechten Bein. Er reißt das Sturmgewehr nach oben, lässt es auf den Schädel des Tieres herunterfahren. Das Tier jault auf, lässt aber erst nach einem zweiten Schlag von ihm ab.
Es spritzt rot aus der Wunde.
Ein Standhafter will die Situation ausnutzen, springt, ein Beil zum Schlag erhoben, auf ihn zu. Rolf reißt die Waffe herum und drückt ab. Das standhafte Gesicht verschwindet hinter einem halb-durchsichtigen, in der

Winterkälte dampfenden, Blutnebel.

Das Beil fällt zu Boden wie in Zeitlupe, aber er kann es nicht auf den Steinen des Bahnhofsvorplatzes aufschlagen hören, weil einer seiner Männer gerade beide Läufe einer Schrotflinte in eine Gruppe von Degenerierten abfeuert. Keiner von ihnen scheint tödlich getroffen zu sein, aber ihr Geschrei sticht für einen Moment aus dem chaotischen Lärm heraus. Der Rotärmel, der geschossen hat, geht zu Boden, als ein Degenerierter ihm von hinten die Kehle durchtrennt, nur um dann mit einem bösartigen Grinsen auf den Lippen auf Rolf zuzuspringen.

Das Jagdmesser in seiner Hand schleudert tausende, winzige, rote Tropfen durch die Luft, als er wild damit herum wedelt.

Rolf schwenkt das Sturmgewehr herum und drückt ab.

Klick.

Er kann auch dieses Kicken nicht hören, aber das Ausbleiben des Rückstoßes sagt ihm, dass es da sein muss. Es gelingt ihm, dem ersten, wütend von unten geführten, Stoß auszuweichen, aber das Sturmgewehr entgleitet dabei seinen Händen und landet neben dem Beil auf dem Schlachtfeld.

Er versucht panisch, einen Überblick zu bekommen. Seine Augen huschen hierhin und dorthin, lassen seinen Angreifer aber niemals vollständig außer acht. Aus dem Toben der Schlacht heraus, hat sich ein Halbkreis um ihn und den Messer-Mann gebildet.

Ist die Schlacht vorbei?

Nein! Er kann doch nicht wirklich der Letzte sein! Der Messer-Mann lacht, und Rolf kann den Dreck auf seinen Zähnen sehen. Jetzt fällt ihm auch auf, dass nicht mehr geschossen wird.

Die Reihen derer, die ihn und seinen Gegner eingekreist haben sind undurchdringlich und die Einzelheiten der Gesichter, die aufgerissenen Augen und die verzerrten Münder, vermischen sich zu einem universellen Ausdruck von Blutdurst, Todesgeilheit und Hass, ein Bild grenzenloser Aggression, die alleine gegen ihn gerichtet ist.

Als er nach der Pistole in der Tasche seiner Jacke greifen will, trifft ihn eine Kugel in die rechte Kniescheibe.

Sein Bein knickt unter ihm weg und er geht zu Boden.

Er fixiert den Schützen. Kein Degenerierter. Kein Mann. Ein Mädchen mit bunten Spangen im braunen Haar. Ein grausames Lächeln zerschneidet ihr verdrecktes Gesicht, dann spannt sie den Hahn ihres kleinen Revolvers

erneut.

Rolf versucht, sein Sturmgewehr in die Hände zu bekommen, kriecht darauf zu, obwohl er weiß, dass sich keine Kugeln mehr darin befinden.

Nur noch wenige Zentimeter trennen seine Finger von der trügerischen Sicherheit der Waffe, als das Mädchen den Arm hebt und erneut abdrückt.

Rolf schreckte hoch. Sein Puls raste. Seit drei Wochen immer wieder der ewig gleiche, beschissene Alptraum. Drei Wochen, in denen er in diesem Loch festsaß und nichts tun konnte, außer in einem alten, quietschenden Bürostuhl zwischen dem Doppelbett, dem Vorratsraum und dem Kabuff, in dem der Toiletteneimer stand, hin- und her zu rollen. Eines von Ivans Notfallverstecken. Er selbst hatte geholfen es einzurichten. Oh, er wusste, dass es noch mehr davon gab, Verstecke, von denen der Ivan nicht einmal ihm erzählt hatte. Aber das Wissen um dieses hier hatte ihm das Leben gerettet.

Er schlug die Decke zurück und erwischte dabei ein paar der leeren Bierdosen, die auf dem edlen Teakholznachttisch gestanden hatten. Der entstehende Lärm verursachte ihm Kopfschmerzen und er fluchte laut.

Der Verband um seinen rechten Oberschenkel war schon wieder durchgeblutet. Soweit immerhin war der Traum korrekt.

Ein Hundebiss.

Hatte sich entzündet.

Ohne die Antibiotika, die der Ivan hier unten gebunkert hatte, wäre er sicher schon längst daran gestorben.

Rolf wusste gar nicht mehr genau, wie er überhaupt hierher gelangt war. Irgendwann und irgendwie musste er sich zur Flucht entschlossen haben. Aber das war nicht der Grund, aus dem er so viel trank. Er fand nichts ehrenrühriges daran, am Leben bleiben zu wollen.

Was ihm zusetzte, waren zum einen die stechenden Schmerzen in seinem Bein und die dumpferen der anderen, unwichtigeren Wunden, die er davongetragen hatte, dann das Unwissen, was die Vorgänge über der Erde anging und die verfluchte Untätigkeit, zu der er verdammt war, so lange er nicht wieder Laufen oder seine, von Schnitten und Prellungen übersäten,

Arme ohne Einschränkung nutzen konnte.

Mit alledem konnte er ganz gut zurechtkommen. Nein, was ihm wirklich zu schaffen machte, war die Schuld, die er auf sich lasten fühlte.

Vorsichtig wuchtete er sich auf den Bürostuhl, der neben dem Bett auf ihn wartete. Die Bierdose, die er dabei angestoßen hatte, rollte nur träge, was ihm verriet, dass sie wohl doch noch voll sein musste. Er hob sie auf und nahm sie mit ins „Wohnzimmer“.

Es war ihm irgendwie unangenehm, hier zu sein. Es war zu *normal*, zu sehr wie vor dem Krieg. Ein Sessel und eine Couchgarnitur. Eine Stereoanlage mit großen Standlautsprechern, ein großer, flacher Bildschirm. Regale mit Büchern, CDs und Filmen auf DVD. Eine Hausbar in einem hohlen Globus, die er bereits zu zwei Dritteln leergetrunken hatte, während er, ohne wirkliches Interesse, in irgendwelchem Bruckmann-Trash geblättert hatte, bis er auf ein Exemplar von „Herz der Finsternis“ gestolpert war und sich dann an „Apocalypse Now“ erinnerte.

„Das Grauen und der moralische Terror sind deine Freunde.“

War das wirklich so?

Musik und Filme zu konsumieren hatte er bislang vermieden.

Er wollte den Generator nicht anwerfen. Nicht, so lange vielleicht Feinde in der Nähe waren, die das leise Brummen würden hören können. Zwar war er hier, am Ende der Gutleut-Straße, Ecke Untermainanlage, relativ weit vom Hauptbahnhof entfernt, aber trotzdem.

Die spärliche, angeklebte LED-Beleuchtung des Versteckes wurde mit Hilfe von Batterien realisiert, von denen es im Vorratsraum noch hunderte Päckchen gab, und so lange diese nicht aufgebraucht waren, würde er kein Risiko eingehen.

Er stieß sich mit dem linken Bein ab und rollte weiter zum Vorratsraum. Bescheidenheit konnte man dem Ivan wahrlich nicht vorwerfen. Mit den Lebensmitteln würde eine Familie mindestens ein Jahr lang zurechtkommen, mit den Medikamenten und Drogen könnte man ein kleines Krankenhaus oder einen Stall voll Junkies über Wasser halten, und mit den Waffen und der Munition hätte man … nun, hätte man die Schlacht um den Bahnhof vielleicht gewinnen können.

„Scheiße!“, brüllte Rolf plötzlich in die Leere seines Unterschlupfs hinein. Dann, noch einmal, leiser diesmal: „Verdammte Scheiße! “

Er hasste diesen Gedanken. Diesen Gedanken, der ihn immer wieder heimsuchte, so wie der Alptraum es tat.

Er hätte sich gegen den Ivan durchsetzen sollen. Er hatte die Sachen hierher gebracht, dem Befehl des Russen entsprechend, wie ein braver Soldat.

Wie ein dummer, folgsamer Hauptmann, obwohl er genau gewusst hatte, wie schlecht es um die Bewaffnung seiner Rotärmel stand. Als dann die Armee aus Degenerierten und ihren Verbündeten aufmarschiert war, wäre vielleicht noch Zeit gewesen, sie zu holen. Ein paar Männer, die unentdeckt durch die Tunnel marschierten und mit den Waffen in den Bahnhof zurückkehrten, hätten vielleicht das Züglein an der Waage sein können.

Aber der Ivan war dagegen gewesen.

Hatte nichts von seinen „Schätzen“ opfern wollen.

Hatte sein übliches Gebrüll losgelassen und Rolf hatte sich dem Willen seines Anführers gebeugt.

Wider besseres Wissen.

Gutes Hündchen.

P9, P12, MP5, MP2A1 und MP7, manche davon mit aufgeschraubtem Schalldämpfer, Garand M1-Karabiner, G36, alte G2, G3 und G22, DM51-Handgranaten und Rauchgranaten. Und das war nur der militärische Teil des Arsenals.

All das, und Unmengen an Munition. Sogar kugelsichere Schilde und Westen. Er rollte an den Waffenregalen vorbei und griff sich eine eingeschweißte Packung Zwieback und eine Dose mit in Sahne eingelegten Heringen.

Zurück in dem schmalen Gang hielt inne.

Schreie. Weit weg und verhallt.

Dieses Versteck war zwar unterirdisch angelegt, aber am Ende war es eben doch nur ein umgebauter Keller und kein echter Bunker.

Belüftet wurde es durch den Generator-Raum, und nicht etwa durch ein aktives Filtersystem oder so etwas. Einfach nur ein paar Schläuche, die durch ein Loch in der Decke in die darüberliegende Wohnung führten. Er selbst hatte damals die Fenster dieser Wohnung zertrümmert, damit die Abgase entweichen und frische Luft herein gelangen konnte.

Die Schallwellen wurden durch die Rillen und Windungen der Schläuche verzerrt, das wusste er, aber das machte das Geschrei nicht weniger schrecklich. Es war eine Frau, die da schrie, und sie schrie lange. Keine Ahnung was die Wichser mit ihr anstellten. Irgendwann steigerten sich ihre

Schreie in einem höllischen Crescendo, und dann war es vorbei.

So etwas kam mehrmals am Tag vor, und es machte ihn jedes Mal entweder aggressiv oder deprimierte ihn, je nach Grundstimmung und Alkoholpegel.

In den ersten Tagen hier unten hatte er sich an Ivans Amphetaminvorräten bedient. Er hatte nicht schlafen wollen vor Angst, und in diesem chemischen Handlungswahn hatte er bereits seine Fluchtausrüstung zusammengestellt.

Rucksack. Waffen. Kleidung. Leichte, kalorienreiche Nahrung.

Das hatte ihm geholfen mit seiner Situation klarzukommen, ihm die Illusion einer Zukunft gegeben, an die er sich klammern konnte. Jetzt musste er nur noch warten, bis es ihm wieder besser ging.

Bis er aktiv werden konnte.

Nach dem er Zwieback und Hering in sich hingestopft hatte, bis in seinem Magen kein Platz mehr war, kümmerte er sich um sein Bein. Rolf wickelte den Verband vorsichtig ab und untersuchte und reinigte die Wunde.

Ob sie an der Luft besser heilen würde? Möglich, aber er wollte kein Risiko eingehen. Wer wusste schon, was hier für Keime herumschwirrten?

Gustav wäre jetzt eine echte Hilfe gewesen. Wie es wohl Schütze und Wanda und ihrem kleinen Schützling ergangen war? Sie hatten den Frieden in Ivans Lager empfindlich gestört, aber dennoch hatte er sie respektiert. Sicher waren sie tot wie all die anderen.

Die Rotärmel.

Die Versehrten.

Alle.

Einen Seufzer unterdrückend, legte er einen neuen Verband an und nahm das Brennen der Salbe in der Wunde hin, wie eine Strafe, die ihn völlig zu Recht ereilte.

Rolf hatte nur eine Maschinenpistole mit aufgeschraubtem Schalldämpfer und drei Magazine mitgenommen, als er, noch vor Sonnenaufgang, den Keller verlassen hatte und zum ersten Mal, seit fünf Wochen wieder frische Luft atmete. Er wollte ja vorerst nur nachsehen, was passiert war, nur sehen wie die Lage war, sagte er sich, so als ob es noch eine Lage oder so etwas

geben würde.

Sein Bein tat immer noch weh, aber die Wunde war schon seit drei Tagen nicht mehr aufgebrochen und er hatte es einfach nicht mehr ausgehalten in dem muffigen Kellerloch. Wenn man ihn in dieser Nacht gefragt hätte, warum er sehen wollte, was am Hauptbahnhof passiert war nachdem er geflohen war, hätte er keine Antwort darauf gewusst. Die meisten anderen Menschen hätten versucht, so weit wie möglich von diesem Ort wegzukommen, zu irgendeiner Siedlung, in der einen niemand kannte. Zu irgendeiner Siedlung mit hohen Mauern drumherum.

Rolf nicht.

Vielleicht, weil er zu viel investiert hatte, in das Lager und die Menschen.

Vielleicht, weil er nicht mehr ganz richtig im Kopf war.

Vielleicht, weil hier seine Heimat gewesen war. Seine Nachkriegsheimat.

Und vielleicht auch, weil er sich verantwortlich fühlte, für den Fall des Bahnhofs.

Vielleicht war das auch der Grund, aus dem er sich bei diesem, ersten Streifzug keine besondere Mühe gab, unentdeckt zu bleiben.

Er ging zwar langsam und leise, aber ungebeugt und mitten auf der Straße, die entsicherte MP im Anschlag. Er wollte es nur sehen. Nur sehen was genau aus dem Bahnhof geworden war.

Und als er es sah, wünschte er sich, er hätte keine Augen mehr.

Anders als die meisten der Fahrzeuge hatten sie die Toten der Schlacht nicht weggeräumt. Sie hatten sie aufgestellt.

Überall auf dem Bahnhofsvorplatz.

Sie zu perversen Kunstwerken verarbeitet.

Gepfählt.

An den metallenen Galgen längst erloschener Straßenlaternen aufgehängt.

Jemand hatte ein ganzes Kamasutra aus Leichen nachgebildet. Die nackten, kopulierenden Toten bildeten eine Gasse, die auf den rußgeschwärzten Haupteingang des Bahnhofes zuführte. Eines der Autowracks, das den Angreifern in der Schlacht als Deckung gedient hatte, fand jetzt Verwendung als Podest. Als Podest, auf dem sie den Hundemeister und seine gefallenen Mistviecher aufgestellt hatten wie eine verdammte Heldenstatue. Die Tiere hatten etwas in ihren Mäulern und der Hundemeister hatte etwas in der Hand, aber auf diese Entfernung konnte Rolf nicht genau erkennen, was es war.

Er wappnete sich gegen Verwesungsgestank, als er, mit einem Mal doch geduckt und vorsichtig, näher heranschlich. Rolf merkte aber bald, dass er

das nicht zu tun gebraucht hätte. Die Kälte und der langsam wegtauende Schnee kühlten die, von Tierbissen übersäten, Körper und verlangsamten ihren Verfall.

Auf der anderen Seite des Platzes konnte er Bewegung erkennen.

Eine Patrouille. Drei Mann, wenn er es richtig sah. Sie waren also noch hier.

Hatten sich breitgemacht.

Festsetzt.

Eingenistet.

Die kranken Arschlöcher hatten ihn noch nicht bemerkt und Rolf zog sich vom Platz zurück.

Er musste nachdenken.

Als er die schwere Eisentür wieder hinter sich verriegelt hatte, hatte er Seitenstechen und hechelte leise. Die Zeit, in der er sich hier versteckt und gesoffen hatte, hatte ihren Tribut gefordert. Er rümpfte die Nase. Beim nächsten mal würde er den Eimer mit nach draußen nehmen. Dann legte seine Waffe und seine Jacke ab und hüllte sich in die dicke Decke, die er hier unten stets verwendete, um den Ölverbrauch seiner Lampen in Grenzen zu halten, obwohl Ivan auch davon massig aus dem Lager abgezweigt hatte.

Die ekelhafte *Leichenkunst* der Degenerierten hatte ihn ganz schön aus der Bahn geworfen. Anfangs hatte er den Berichten von Schütze und Wanda nicht geglaubt, was die Verdrehtheit und die pure Bosheit dieser Irren anging. Der Ivan war auch nicht gerade zimperlich mit seinen Gegnern umgegangen und auch nicht mit seinen eigenen Leuten, und Rolf hatte kein Problem damit.

Die Welt hatte sich eben verändert.

Aber die Gewalt, die Ivan ausgeübt hatte, war in dem meisten Fällen zielgerichtet gewesen. Was die Degenerierten hier taten, das war … er horchte auf.

Wieder verhallte Schreie von irgendwo da draußen. Diesmal war es ein Mann. Mit einem schnellen Blick vergewisserte er sich, dass die Tür auch wirklich verriegelt war.

Er bemerkte, dass er sein verwundetes Bein nun doch wieder schonte, als er in den Vorratsraum ging und sich dann mit drei Dosen elend salziger Wurst aufs Bett fallen ließ und aß.

Er musste sich einen besseren Überblick über die Umgebung verschaffen, wenn er erfahren wollte, was genau die Degenerierten im Bahnhof trieben. Die neuen Gegebenheiten kennenlernen.

Genau das musste er, wenn er seine Fehler wieder gut machen wollte.

Ein paar Tage später hatte Rolf das Sky-Club-Haus etwas nördlich des Hauptbahnhofes in *Krähennest Eins* umgetauft. Es gab bislang auch noch *Krähennest Zwei* und *Krähennest Drei*.

Vorerst.

Allen Krähennestern war gemeinsam, dass er ihre Dächer erreichen konnte ohne Gefahr zu laufen, vom Bahnhof aus gesehen zu werden. Er ging immer kurz vor der Morgendämmerung nach draußen. Um diese Zeit machte die Müdigkeit den Nachtpatrouillen am meisten zu schaffen. Da er in seinem Keller ohnehin keinen Tageslichtzyklus hatte, an dem er sich hätte orientieren können, fiel es ihm relativ leicht, sich an den neuen Rhythmus zu gewöhnen. Anfangs war er auch nicht lange draußen geblieben. Immer nur lange genug, um eines der Krähennester zu auszukundschaften und Ausrüstung, ein paar Vorräte und Waffen auf dessen Dach zu deponieren. Dann hatte er sich, noch vor Sonnenaufgang wieder in sein Versteck zurückgezogen.

Heute wollte er das erste Mal den ganzen Tag draußen bleiben, um die Routinen der Degenerierten zu studieren. Um sich gegen die Kälte zu schützen, hatte er sich mehrere alte, graue Wolldecken mitgenommen. Zwei davon platzierte er doppellagig auf dem Boden, legte sich darauf und zog zwei weitere über sich. Das sollte reichen, hoffte er, als er das Fernglas auf den Bahnhof einstellte.

Die Ruinen der Fenster seiner alten Heimat waren flackernd erleuchtet, was nahelegte, dass die neuen Herren die alte Infrastruktur aus Zelten und Feuerstellen übernommen hatten, die sich, in der Halle des Bahnhofes, mit der Zeit herauskristallisiert hatte. Unter ihm, auf dem Vorplatz war wieder eine Patrouille unterwegs. Diesmal bestand sie aus vier Degenerierten, deren

Silhouetten sich dunkel von den mondbeschienenen Schneeresten abhoben.

Viel gab es um diese Uhrzeit nicht zu sehen und Rolf versuchte noch ein wenig zu dösen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Als die aufgehende Sonne das morbide Diorama auf dem Bahnhofsvorplatz dann endlich in zauberhaft funkelndes Winterlicht tauchte und den Anblick auf diese Weise noch viel schrecklicher machte, erfuhr Rolf endlich, woher die Schreie kamen.

Sie führten den Delinquenten aus dem Haupteingang heraus. Es waren acht von ihnen, und Rolf war überrascht, dass sie so gut wie keine Waffen trugen.

Diese Pisser fühlten sich viel zu sicher.

Er justierte das Fernglas, um mehr Details erkennen zu können. Er kannte den Mann nicht, den sie in ihrer Mitte hatten. Es war kein Rotärmel und auch kein Degenerierter. Er nahm an, dass es sich um ein Mitglied irgendeiner der Gruppen handeln musste, die sich mit den Degs verbündet hatten. Er war stark unterernährt, von einer verdreckten Unterhose abgesehen, nackt und von Striemen, Wunden und Blutergüssen übersät.

Aber das war es nicht, was Rolf seinen Griff um das Fernglas verstärken ließ, bis seine Finger zu krampfen begannen. Es war der Gesichtsausdruck des Mannes. Einen so leeren Menschen hatte Rolf noch nie gesehen. Da war nichts. Garnichts. Die Augen des Mannes bewegten sich keinen Millimeter, starrten einfach nur geradeaus, als sie ihn an den, in obszönen Umarmungen gefrorenen, Leichenskulpturen vorbei schubsten und ihn vor dem zerschossenen Autowrack auf dem sie den Körper des Hundemeisters als Siegesdenkmal aufgestellt hatten, in die Knie zwangen. Jetzt konnte Rolf auch erkennen, was sie ihrem gefallenen Anführer an die Hand genäht hatten. Es war das, was noch von Ivans Kopf übrig war.

Selbst im Tode lag noch der Zorn in dem einen, noch vorhandenen Auge des Russen.

Rolf zoomte das Fernglas ein wenig zurück. Ja, das war zu erwarten gewesen: Die toten Hunde, die die Degenerierten dem Hundemeister zur Seite gestellt hatten, hielten Ivans Arme und Beine in ihren Mäulern.

Verdammte Schweine. Rolf schielte zu den beiden Sturmgewehren hinüber, die neben ihm auf dem Boden lagen. Nein. Zu früh.

Sieben Degenerierte bildeten einen Halbkreis hinter dem willenlosen Delinquenten, und eine Frau, die sich in diesem Moment, wenn nicht als Befehlshaberin, dann doch zumindest als Truppführerin herauskristallisierte, baute sich vor ihm, mit dem Rücken zu Rolf, auf und versperrte ihm so die

Sicht auf die ausgemergelte Gestalt.

Sie zog eine unterarmlange Klinge und gestikulierte damit herum. Sie schien eine Art Rede zu halten oder ein Ritual zu vollziehen. Die Mitglieder der Patrouille kamen langsam heran und gesellten sich hinzu. Sie alle wirkten tatsächlich auf eine schwer zu beschreibende Art vergeistigt und verzückt in diesem Augenblick der Ruhe.

Für eine oder zwei Minuten standen sie da, dann macht die Frau einen schnellen Schritt zur Seite und holte aus.

Das Opfer, das Rolf in eben diesem Moment wieder sehen konnte, machte keine Anstalten, sich zu schützen, als die Klinge herab fuhr.

Die Frau hatte Mühe, ihre Waffe aus der linken Schulter der mageren, jetzt endlich doch bestialisch schreienden Menschenhülle zu lösen.

Aber sie schaffte es und schlug erneut zu, auf die andere Seite diesmal.

Hätte man die Linien, die die Wunden in den Leib des Mannes gezeichnet hatten, verlängert, hätten sie ein *V* gebildet, dessen Striche sich am Bauchnabel getroffen hätten. Er schrie noch lauter, die Muskeln unter seiner geschundenen Haut zitterten, aber immer noch kein Versuch zu fliehen oder sich zu schützen.

Die Frau holte erneut aus und die Schreie brachen ab, als die Klinge in Fleisch biss.

Rolf harrte noch den ganzen Tag in *Krähennest Eins* aus. Nach der Hinrichtung waren sie wieder in den Bahnhof gegangen, wobei sie die Leiche mitgenommen hatte. Zwei Stunden später war die Patrouille von einer neuen abgelöst worden. Gegen Mittag kam eine Gruppe aus zwei Dutzend Degenerierten aus dem Haupteingang heraus. Da sie Handkarren bei sich führten und jeder von ihnen einen großen Rucksack und andere Taschen bei sich trug, ging Rolf davon aus, dass es sich um einen Plündertrupp handeln musste. Ihm fiel auf, dass sie sich nicht alle an das „Keine-Schusswaffen“-Gebot hielten, dass ihnen ihr Kardinal Da Silva auferlegt hatte, denn manche von ihnen trugen Gewehre bei sich. Ob das diejenigen waren, die sie aus ihren Verbündeten rekrutiert hatten und es ihnen für den Moment noch

durchgehen ließen, oder ob ihr Erfolg bei der Schlacht um den Bahnhof ihre Haltung zu Da Silvas „Evangelium der neuen Welt“ hatte etwas lockerer werden lassen, konnte er nicht sagen. Nur, dass diese Tatsache seinen *Plan* erheblich erschweren konnte.

Er zählte sechs Gewehre, dreizehn Bögen, drei mit Wurfspeeren und noch ein paar ganz ohne sichtbare Distanzwaffen.

Der Plündertrupp kehrte erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit in den Bahnhof zurück. Ihre Beute war recht kläglich ausgefallen, und zwei Mann fehlten. Vermutlich ein interner Disput. Das kam vor.

Als die Nacht dann ganz hereinbrach, machte er sich auf den Rückweg in sein Versteck, wo er weiter über seinen Plan nachdachte.

Der war höchst simpel.

Man könnte ihm mit einem einzigen Wort beschreiben.

Dezimieren.

Er sagte es laut vor sich hin, als er sich unter seiner Decke auf dem Bett ausgestreckt hatte.

De-zi-mieren.

De-zi-mieren.

De-zi-mieren.

Es hörte sich gut an, dieses Wort.

Der Plündertrupp war morgen als erstes an der Reihe. Dann die Tunnel. Er durfte später die Tunnel nicht vergessen. Und er brauchte noch mehr Krähennester. Vielleicht auch ein paar Maulwurfsbauten.

„Bitte, bitte nicht!“, flehte die Frau, die bei ihrem Trupp nur als „die Walküre“ bekannt gewesen war, als sie vor Christiano kniete, der das Oberkommando über die heiligen Truppen in Frankfurt hatte.

„Bitte nicht bestrafen! Wir hatten doch keine Chance! Es war wie bei den anderen in dieser Woche. Explosionen, überall Nebel und Rauch, dann die Schüsse, und eine Sekunde später lag die Hälfte meiner Leute tot oder sterbend am Boden. Dann wieder Schüsse, und dann war er über uns. Esteban

hat einen Speer nach ihm geworfen, aber er ist einfach abgeprallt. Er hat den Speer aufgehoben und Esteban damit durchbohrt. Esteban, und dann die, die noch am Leben waren.“

„Und was hast Du getan, Walküre?“

Christianos Stimme war sanft und weich, aber Walküre wusste, dass das nur Show war. Christiano war der Übelste von allen. Und Feige noch dazu. Die Schlacht um den Bahnhof hatte er aus sicherer Entfernung beobachtet, seinen Liebling den Hundemann vorgeschickt und war erst aufgetaucht, als sie und die anderen alles gesichert und die Ungläubigen entweder getötet oder zusammengetrieben hatten. Es ärgerte Walküre, dass sie so einem Wichser Rede und Antwort stehen und vor ihm zittern musste. Aber sie hielt ihren Kopf gesenkt und ihren Blick auf den Boden gerichtet.

„Ich habe mich tot gestellt. Der Geist ist an mir vorbei gegangen. Ein riesiger Kerl. Dann hat er Maurice und diesen Neuen, Gerhard, erledigt. Beide durch den Hals gestochen. Und dann war er wieder weg. Ich ... ich habe noch gewartet, um sicher zu sein, dass er wirklich nicht mehr da war, dann bin ich sofort hierher zurückgerannt.“

Stille.

Schließlich:

„Das hast Du gut gemacht.“ Christiano überlegte einen weiteren Moment. „Ich werde Dich nicht bestrafen. Du darfst aufstehen.“

Die Erleichterung war Walküre anzusehen, obwohl sie versuchte, ihr Gesicht in eine gleichmütige Maske zu verwandeln.

„Nimm Dir neue Leute. Suche Dir die besten aus, und bring mir diesen „Geist“. Fang an den Schauplätzen der Überfälle an. Der Kerl muss irgendwelche Spuren hinterlassen haben.“

Walküre straffte sich.

„Jawohl, Christiano. Danke! Das werde ich. Du kannst Dich auf mich verlassen!“

Sie nahm sich fünf neue Leute mit, welche von den „Halben“ wie sie hier genannt wurden, welche mit Gewehren und Pistolen. Und zwei „Ganze“, die die Halben in der Spur halten sollten, falls diese Schiss bekämen.

Christiano blieb, von seinen beiden Leibwächtern beschützt, zurück in dem Zelt, das einmal der Ivan bewohnt hatte.

Erst waren zwei der Tunnel gesprengt, und dadurch unbenutzbar gemacht worden, und jetzt dieser Überfall auf die Plündertruppe. Ein paar Patrouillen hatte es auch erwischt.

Es hatte wirklich etwas gespenstisches an sich, das Spiel, das dieser Kerl hier spielte. Wie ein Geist in einer Schauergeschichte schien er sich an den Ort seines Traumas gebunden zu fühlen. Wenn er die Schlacht irgendwie überlebt hatte, warum war er dann nicht einfach geflohen? Warum kam er jetzt hervorgekrochen und machte ihm Ärger? Keinen großen Ärger bisher, zugegeben, aber seine Angriffe waren doch wie schmerzhafte Wespenstiche. Sie machten ihn wütend.

Christiano trank einen Schluck Rotwein.

Er hatte Wichtigeres zu tun.

Die Umerziehung der Gefangenen musste vorangetrieben werden.

Bald würde er über eine *wirklich* große Streitmacht verfügen, daran konnten die lächerlichen Angriffe eines einzelnen Irren nichts ändern. Falls nötig, würde er morgen noch mehr Leute aussenden und ihn jagen lassen.

Jetzt aber war es erstmal an der Zeit ein paar Seelen zu brechen.

Er stand auf und verließ das Zelt und seine Leibwächter folgten ihm.

Rolf beobachtete von *Krähennest Sieben* aus, wie sie sich der Sackgasse nährten, in die er die Mainzer Landstraße verwandelt hatte, in dem er vom Mitterand-Platz her diverse Autos und sogar einen Kastenwagen hergeschafft und die Straße mit ihnen verstopft hatte.

Es war überraschend einfach, ihre Wege zu lenken, und es funktionierte die meiste Zeit ziemlich gut. So ähnlich wie die Regalanordnungen in den Supermärkten damals. Sie lotsten die Menschen wie Lemminge durch die Reihen, und nur wenige waren dagegen immun oder sich dessen bewusst. So machte er es auch mit den Degenerierten. Natürlich würden sie die Fahrzeuge, mit denen er die Straßen und Gassen und bestimmte Läden und Eingänge versperrt hatte, in die er sie nicht gehen sehen wollte, überklettern können. Sogar relativ problemlos, nur würden sie ohne Not gar nicht erst auf die Idee kommen, das zu tun.

Meistens blieben sie brav innerhalb der Arena, die er für sie abgesteckt hatte, und die wenigen, die ihm entkamen, waren so verängstigt, dass sie keine Gefahr mehr darstellten.

Er lächelte grimmig.

In dieser Arena kannte er sich bestens aus. Er verließ *Krähennest Sieben*, um sich in eine bessere Position zu bringen. Zwei Stockwerke nach unten, dann durch die Wohnung links, über denn Balkon ins Nebengebäude, wieder im Treppenhaus nach unten. Dann die Nidda-Straße überqueren und wieder hoch auf´s Dach.

Krähennest Neun.

Als er das Sturmgewehr aufnahm, dass er dort deponiert hatte und durch die Zieloptik schaute, ließ er sich noch einen Moment lang Zeit, sie zu beobachten.

Sie hatten sich um die Skulptur, die er für sie gebaut hatte, versammelt und schienen zu diskutieren.

Die Rümpfe, Arme und Beine der toten Degenerierten bildeten das Wort „Vergeltung“.

Er hatte kein Vergnügen dabei empfunden seine Opfer auf diese Weise zu drapieren. Er wollte dem Trupp lediglich etwas geben, worüber er nachdenken konnte, für den Fall, dass er selbst etwas länger brauchen würde, um seine jetzige Position zu erreichen.

Moralischer Terror.

Ratlos und ängstlich schauten sie sich um, aber keiner dieser Idioten sah zu ihm hoch.

Es waren schon weniger als beim letzten Mal.

Er würde keine Nebelgranaten brauchen, auch wenn eine Handvoll von ihnen Schusswaffen trug. Er stellte den Wahlschalter auf vollautomatisches Feuer ein.

Es würde schnell gehen.

Einen würde er vorerst am Leben lassen.

Diesmal nicht, damit er seinen Kumpanen vom „Geist“ erzählen konnte, sondern um ihn zu befragen.

Die Leichen wurden am nächsten Tag von einem neuen Trupp gefunden. Der Geist der Gleise hatte sie in der Kaiserstraße an Laternen aufgehängt. Jedem von ihnen hatte er ein Wort in die Stirn geschnitten.

Der Truppführer buchstabierte mühsam:

CHRISTIANO
DU
KOMMST
AUCH
NOCH
AUF
DIE
SCHLACHTBANK!

Furcht machte sich auf seinem Gesicht breit.
Dann Horror, als er ein Geräusch hörte.
Ein metallisches Klicken.
Es kam von oben, von einem der Dächer.

Dort lag Rolf und lächelte und dachte:

„Das Grauen und der moralische Terror sind deine Freunde. Falls es nicht so ist, sind sie deine gefürchteten Feinde.“

(Colonel Walter E. Kurtz, Apocalypse Now!)

Mehr von mir ...

… gibt es hier:

https://bloodword.com/

https://www.amazon.de/Georg-Bruckmann/e/B00WXIR5D2

https://georgbruckmann.bandcamp.com/

Georg Bruckmann
c/o
Werneburg Internet Marketing und Publikations-Service
Philipp-Kühner-Straße 2
99817 Eisenach
Deutschland
Das Coverbild stammt von Pixabay.de /Kellepics und ist unter der CC0-Lizenz frei verwendbar